<36620143940015

<36620143940015

Bayer. Staatsbibliothek

H. g. hum. 159 s

Fiche

Parodie!

Klärg. d. traditionellen Begriffe

Erweiterung derselben.

Enzensberger

38 F.

W. Arndt del: et sc. 1796

Launen
und
Phantasien
von
Carl Philipp Moritz

Herausgegeben
von
Carl Friedrich Klischnig

Our Life itself can nothing more supply
Tan just to plan our projects and – to die.

Berlin
bei
Ernst Felisch.
1796.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Kurz vor seinem Tode sammelte mein Freund mehrere seiner kleinern philo= sophisch = moralischen Aufsätze und maurerischen Reden, unter dem Titel: Die große Loge, oder der Frei=

mau=

maurer mit Wage und Senk=
bley.

Da sich dieses Werkchen bald ver=
griffen hat, und der Herr Verleger
eine neue Auflage zu machen wünschte;
so rieth ich ihm, noch einige einzeln
gedruckte Kleinigkeiten darin aufzu=
nehmen und für das Ganze einen an=
dern Titel zu wählen, damit man nicht,
wie bisher, blos maurerische Gegen=
stände darin suchen mögte.

So

So entstanden diese Launen und Phantasien, die also — um den Herren Rezensenten den Gesichtspunkt anzugeben, aus welchem sie betrachtet werden müssen — weiter nichts, als eine neue vermehrte Auflage der großen Loge sind.

Unter den hinzugekommnen Stücken, deren überhaupt achtzehn sind, finden sich mehrere von Moritzens letzten Arbeiten, die, wie ich mir schmeichle,

den

den Freunden seines Geistes und Herzens in dieser Sammlung willkommen seyn werden.

Berlin den 16ten Februar 1796.

K. F. Klischnig.

STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die Feier der Geburt des Lichts.

So wie die Alten an ihren Geburtstägen ihrem Genius opferten, und in ihm den bessern unsterblichen Theil ihres Wesens verehrten, so wollen wir auch heute die Entstehung des Schönen und Edlen feiern, das unsere heiligsten Bande knüpft und von der Vorwelt in ihrer ältesten Sprache durch Zeichen uns überliefert ist, die unsere Gedanken auf das Wesen der Dinge heften, und uns lehren sollen, die Täuschung von der Wahrheit, den Schein von der Wirklichkeit zu unterscheiden; den innern Werth der Menschheit von jeder schimmernden Umgebung zu sondern; bei der Unschuld die Macht, bei der Aufrichtigkeit den Verstand, bei dem Verdienst die Hoheit, bei der stillen Weisheit die Würde zu suchen. —

 Diese

Diese erhabenen Lehren wollen wir vor unsere Seelen rufen, und den Geist beschwören, der unser Heiligthum beseelt, daß er den todten Buchstaben lebendig mache, und neue verjüngte Kraft in unsern Busen hauche, das Kleinod zu erreichen, wornach der Weise strebt, das uns allein uns selber sichert, in unsere Seelen tiefen Frieden senkt und heitern Sonnenschein. — Vor welchen Gram und Sorgen wie leichte Nebel fliehn. —

Wir streben nicht umsonst — denn festlich glänzt der Edelstein in der Maurerkrone, den sie von treuer Hand besitzt — ihn trüben keine Flecken — er strahlet rein des Himmels Glanz zurück — und ist dem Lichte nah verwandt. — Die Weisen, die ihn fanden sind entschlummert, und haben ihr Leben ganz genossen. —

Soll denn ihr Geist nicht auf uns ruhen, und sollen wir nicht auch der höhern Weisheit Schüler seyn? — Soll der Gedanke nicht in uns erwachen, daß ein Geist in alles Leben haucht? und daß sein Athem uns durchweht? —

Daß

Daß Offenheit und Reinigkeit des Herzens, uns unserm Ursprung näher bringt? — Soll nicht das Auge sich gewöhnen, sich mit des Lichtes reinem Anblick zu begnügen, wornach die kindische Hand vergeblich greift? —

Soll ernstes Nachdenken nicht die Seele unserer Versammlungen seyn — oder sollen die Kerzen flammen, um Gauckelwerck zu leuchten, nud die Schläge der Hämmer nie den schlummernden Geist aus seiner Trägheit wecken? Oder ist auch der ein Maurer, der weder im Ganzen ordnet, noch Steine zum Gebäude trägt? —

Soll hier nicht das Geistige aus der Masse sich entwickeln, und die Menschheitsflamme höher lodern — wozu denn der erborgte Schimmer, von einer Weisheit die nichts nutzt, und einem verborgenen Kleinod das nichts frommt? — Die Tage des Maurers sind doppelt geweihet, von dem Tage an, wo er das Licht erblickte — wozu sonst der Eintritt in einen Orden, der die gesunkene Menschheir aus ihrem Schlummer wecken, ein höheres Leben wieder in ihr anfa-

chen, Trägheit, Weichlichkeit, und Furcht verbannen, und zu einem edlen Eifer für Wahrheit und Tugend den Muth anfachen soll? —

Der Hammerschlag ertönt: wo sind die entflohenen Tage hin? — Die Mitternacht rückt näher: noch weilen diese lassen Hände? — Soll denn der Vorhang fallen, ehe noch die Arbeit beginnt. — Daß eine Arbeit beginnen soll, tönt stets in unser Ohr — aber der Arbeit Vorbild soll nicht die Arbeit selber seyn — wir versammlen uns hier in feierlicher Stunde, um jedesmal das Leben im Ganzen uns vorzubilden, und gleichsam die Grundlinien zu dem Lebensplan zu ziehen. — Wir lauschen auf der Weisheit hohen Kinderunterricht, und lernen daß Wahrheit mit der Unschuld stets verknüpfet sey. —

Nun aber soll ihr Unterricht uns bilden, und unsere Sinne auf höhere Dinge lencken, die wohl des Forschens werth sind; auf unsers Daseyns Zweck, auf die Veredlung dessen, was in uns denkt und handelt — auf das,

was uns umgiebt, worin wir sind und leben, auf jene Harmonie worin sich alles zu einem Ganzen fügt, und auf den Geist der Ordnung, der im Ganzen herscht. —

Hier fallen die Mauern nieder, die Loge ist unbegrenzt; von jenem Geist durchweht, reicht sie vom Aufgange bis zum Niedergange, und ihr Ursprung bis an der Welt Anbeginn. — Darum freuen wir uns der anbrechenden Morgenröthe, und feiern im innersten Heiligthum die Geburt des Lichts aus der alten chaotischen Nacht. — Den Ursprung alles Gebildeten aus der unförmlichen Masse. — Die Entwickelung, alles Vollkommenen aus dem Unvollkommenen. — Die Entstehung reiner Gedanken aus der Hülle der Vorurtheile. — Den Anfang des Erwachens alles Lebens und aller Würksamkeit aus dem Schlummer des Todes und der Trägheit. —

Und diese Feier soll uns wecken, daß wir den leisen Laut vernehmen, der von der ewigen Harmonie in sterbliche Ohren tönt: — daß das

Vergangene nicht vergangen, und das Entschwundene nicht entschwunden sey — daß alles in jener Harmonie sich wieder finde, in welche Bildung und Zerstörung einst Hand in Hand hinüber gehen — daß wenn ein schwacher Schimmer des höchsten Schönen sich uns zeigen kann, es auf dem Punkte sey, wo es aus der über unserm Haupte schwebenden Zerstörung uns wieder entgegen lächelt — denn nur die Erscheinungen und Gestalten gehen vorüber, das Wesen aber bleibt. — Die Hülle welkt und sinkt — Weisheit und Tugend aber sind ewig jung und schön — das Schreckenbild der Nacht verschwindet — und über der ausgelöschten Fackel steht noch im sanften Schimmer, der Knabe mit blühendem Antlitz da. —

Des Lehrlings erste Probe.

Nur wenig Worte rufen unsre Meister
Noch dem neu aufgenommnen Bruder zu:
Der Maurerlehrling sieht nichts Neues.
Er tritt in einen alten Orden,
Dem die gesunkne Menschheit untreu ward —
Er kehrt zu dem Gesetz und zu der Klarheit wieder,
Wovon der Aberglaube und die Thorheit wich —
Nach Osten wendet sich sich sein Blick,
Und sucht die Spur des ersten Schimmers wieder,
Der vor den Sterblichen in Nacht und Dunkel sich gehüllt;
Dem sanften Lichte sind die Wände vorgeschoben,
Wodurch das nah Verwandte sich voneinander trennt
Was diese Scheidewand durchbricht,
Soll in des Lehrlings Busen
Der Meister Unterricht entflammen.

Verachtung der Gefahr, die uns Zerstörung droht,
Soll nicht auf ungewissen Schein,
Soll auf der Weisheit tiefem Grunde ruhn,
Und aus der mitternächtlichen Zerstörung soll,
Das Licht mit neuem Schimmer brechen.
Denn gränzt nicht Tod und Leben
Im All der Schöpfung an einander,
Und ist es nicht der erste Schritt ins Heiligthum,
Dies ewige Gesetz mit Schweigen zu verehren?
Und dann voll Muth die Bahn des Lebens wieder zu betreten,
Und warten auf den günst'gen Augenblick,
Der uns zur Wirksamkeit, zur edlen That uns ruft,
Womit wir unser Erdenleben krönen,
Bevor des Grabes Nacht uns deckt.

Amint.

Amint

oder

kann die Vernunft beleidigt werden?

Was ist Beleidigung?

Beleidigt mich der Stein, an den ich mich stoße? Der Regen der mich durchnetzt? Die Mücke, die mich sticht?

Wäre es nicht kindisch, den Stein mit meinem Stabe zu schlagen, an den mein Fuß sich stößt?

Wäre es nicht lächerlich, den Regen zu schelten, der mich durchnetzt?

Und wäre es nicht ungereimt, mich über die Bosheit der Mücke zu ärgern, die mich mit ihrem Stiche verletzt.

Aber ich wälze den Stein, an den ich mich gestoßen habe, meinem Nachfolger zu Liebe, hinweg.

Ich hülle mich gegen den durchnetzenden Regen in den schützenden Mantel.

Ich bedecke meine Hand mit dem ledernen Handschuh gegen den Stich der Mücke.

Man tadelt den Wolf über seine Gefräßigkeit, den Löwen über seinen Grimm, den Geier über seine Raubsucht.

Aber das Schaf fliehet den Wolf, die Taube verbirgt sich vor dem Geier, der erschrockne Wanderer vor dem Grimm des Löwen.

Wenn irgend etwas fähig ist, bei einer Beleidigung, die uns zugefügt wird, das Gemüth zu beruhigen, und den Tumult rachsüchtiger Gedanken zu stillen, so ist es die Frage:

ge: was mag denjenigen, der uns gekränkt hat, wohl bewogen haben so und nicht anders zu handeln? —

Diese einzige Frage ist fähig, allen unsern Gedanken eine andre Richtung zu geben. Statt daß sich vorher das Unangenehme und Nachtheilige in unsrer Ideenreihe zusammen stellte, und über unsre Denkkraft herrschend wurde, so wird nun, da wir den Weg der Untersuchung einschlagen, auf einmal diejenige Kraft, welche vorher durch lauter unangenehme Vorstellungen belastet war, von dieser ihrer Last wieder befreit, und alles ordnet und stellt sich nun nach einem ganz andern Maßstabe, da wir uns unser eigenes Ich nicht mehr allein zum Augenwerk nehmen, sondern uns gleichsam ausser uns selbst versetzen, indem wir den Triebfedern von Handlungen nachspüren, die gegen uns gerichtet sind. Wir fühlen uns hiebei in die Nothwendigkeit versetzt, uns selber mit einer Art von Gleichgültigkeit zu betrachten, weil uns sonst eine kaltblütige Untersuchung ganz unmöglich seyn würde.

Amint.

Amint.

An einem trüben Tage wanderte Amint voll Unmuth aus seiner Stadt, einem Dörfchen zu, wo er eine einsame Wohnung hatte, und sich und seinen Kummer zuweilen einige Tage lang verbarg.

Er hatte in seiner Stadt, die er regieren half, mit so viel Widerspruch und Hartnäckigkeit zu kämpfen, sahe sich so oft verkannt, und seine besten Absichten ganz mißdeutet, daß er die wenigen Tage, wo er diesem Gewühl entfliehen konnte und in der freien ofnen Natur einmal wieder sich selber lebte, mit Sehnsucht herbei wünschte eh sie kamen, und mit Wehmuth zurück wünschte, wenn sie entflohen waren.

Um seinem Körper eine heilsame Bewegung zu machen, pflegte er nach seiner stillen Heimath zu Fuße zu reisen. Als er nun diesmal seine

Wande-

Wanderung antrat, war der Himmel so trübe, wie seine Seele.

Er ging mit schwerem Herzen aus den Thoren seiner Stadt, wo er so manchen Stein des Anstoßes fand, dessen Wegräumung ihm unmöglich schien, und der nun belastend auf seiner Seele lag.

Der Himmel wurde immer unfreundlicher; die Wolken zogen sich zusammen, und es dauerte nicht lange, so schoß der Regen in Strömen herab, und der Sturmwind jagte dem Wanderer die Tropfen ins Gesicht.

Amint ertrug Nässe und Kälte, denen er sich freiwillig ausgesetzt hatte, mit unerschütterlich r Geduld. — Was ihn quälte war der Gedanke an seine Mitbürger, deren Wohl er mehr als einer unter ihnen zu Herzen nahm, und die ihn so sehr verkannten.

Er zählte eine Anzahl persönlicher Feinde, die es sich auf das eifrigste angelegen seyn ließen,

ihm

ihm in allen seinen Plänen entgegen zu arbeiten, und selbst das Gute zu verhindern, von dessen Nutzen sie überzeugt waren, so bald es derjenige bewirken wolte, dem sie diese Ehre mißgönnten.

Amint, dessen zärtliches Herz diese Menschen nicht hassen konnte, kränkte sich im Innersten seiner Seele, und härmte sich ab, daß seine besten Absichten so oft ohne Schuld vereitelt wurden.

Er fühlte, daß es Menschen gab, die nicht so gut waren, wie er, und die doch, seiner Meinung nach, ihrer Natur gemäß, so gut seyn musten. Neid und Boßheit schienen ihm etwas unnatürliches und brachten einen Mißlaut in seine Ideen und Empfindungen.

Er konnte sich aus dem Gewirr des menschlichen Eigennutzes, der ihn allenthalben umklammerte, nicht heraus finden; und indem er so in trüben Gedanken fortging, achtete er nicht auf Wind und Regen, bis nach und nach der Himmel sich wieder aufklärte, die Wolken sich zertheilten, und die Sonne wieder mit ihren erwärmenden

Strah-

Strahlen schien, welche auch ihn so wie er fortschritt, mit neuer verjüngter Lebenskraft erfüllten, und durch eine geheime Sympathie, welche zwischen der physischen und moralischen Welt obwaltet, die trüben Gedanken aus seiner Seele verscheuchten, daß sanfte und ruhige Ueberlegung allmälig Platz fand.

So wie der Wanderer nun, da es schon gegen Abend gieng, seine Schritte verdoppelte, und indem er mit einiger Anstrengung einen Hügel hinanstieg, sein Blut in lebhaften und schnellern Umlauf kam, däuchte es ihm, als ob er über seine äussern Verhältnisse eine noch nie gekannte Beruhigung bei sich empfinde, die sich auf einen Gedanken gründete, der sich während dieser Wanderung in seiner Seele gebildet hatte, oder vielmehr reif geworden war und sich seiner Entwickelung näherte, nachdem er lange schon in einer Art von Hülle geschlummert hatte, worin er durch das umgebende Geräusch verschlossen gehalten wurde, durch die erste ruhige und einsame Stunde aber zum Durchbruch kam.

Der willkomne Sonnenschein, welcher auf den unangenehmen Regen folgte, veranlaßte in seiner Seele eine stillschweigende Harmonie mit der ganzen Natur, worin allmählig alle Dissonanzen sich auflößten, und auch seine äussern Verhältnisse zu den Menschen sich ihm in einem mildern Lichte darstellten, als bisher.

So wie er der großen Natur jetzt in ihr erheitertes Antlitz schaute, traten auch die Gesichtszüge seiner Feinde, einer nach dem andern vor ihm auf, und die erbittertsten Mienen schienen sich zu einem zufriedenen Lächeln aufzuklären, so wie er jetzt mit seinen Gedanken ihnen entgegen kam, und in einem süßen Traume von allgemeiner Versöhnung sie alle wieder an seinen Busen drückte.

Dieser süße Traum verschwand zwar wieder; aber der Eindruck von dem zufriedenen Lächeln jener sonst schadenfrohen und hämischen Gesichter verlosch nicht wieder; es wurde ihm, so wie diese Vorstellung fortdauerte, mit jedem Moment einleuchtender, daß auch auf dem verzerrtesten,

und

und durch Neid und Mißgunst entstelltesten Gesichte, dennoch ein Fleck zu finden sey, wo in irgend eine Falte oder Runzel, jenes zufriedene Lächeln wohne, daß durch irgend eine sanfte und angemeßne Behandlung auch hier noch könne hervorgebracht werden.

Und ehe noch Amint sein Dörfchen erreichte war es ihm, als ob ein schwerer Stein von seinem Herzen abgewälzt wäre,: und als ob er diesmal um ein groſses erleichtert und zufriedner in seine Stadt zurükkehren würde; ob sich gleich in seinen äussern Verhältnissen nicht das Mindeste verändert hatte.

Die Veränderung, wodurch sich alles um ihn her nun anders stellte und ordnete, war in ihm selber vorgegangen, und durch lange und bittere Erduldungen vorbereitet.

Er hatte seinen Feinden und Beleidigern von ganzem Herzen verziehen, aber er fühlte sich doch noch immer gekränkt und beleidigt; es war ihm, als ob er eine Krankheit

oder einen Schmerz an seinem eigenen Körper erduldete, wenn denkende Wesen seines gleichen, mit denen er sich so nahe verwandt fühlte, ihm zu schaden suchten.

Ihn schmerzte jene Gesinnung mehr als der Schaden, der ihm zugefügt wurde; sein Geist konnte sich aus den Zweifeln nicht heraus finden, die ihm oft hierüber aufstießen, daß eine solche disharmonische entzweiende Verschiedenheit zwischen Wesen einer Gattung statt finden müsse — daß es neben fühlbaren Seelen so ganz gefühllose, oder vielmehr neben so ganz gefühllosen noch fühlbare Seelen gäbe. — —

Die Klage im Trauerhause.

Der Meister ist erschlagen — allein auf seinem Grabe
Blüht die Akazia, und ist uns eine Spur
Wo wir den viel Beweinten wieder finden.
Wir spähen durch die Nacht des Grabes
Dem immerwährenden Verluste nach,
Der uns an ein entflohnes Gut erinnert,
Wovon uns nur die dunkle Ahndung blieb.
O hier in diesem düstern Trauerorte
Wo sich des Tages Glanz vor uns verdeckt
Und Schrecken-Bilder der Verwesung drohen,
Ist eine Freistatt des entbundnen Geistes,
Der seinen höhern Ursprung in sich fühlt,
Und nach entflohnem Glück sich sehnt.
Hier dämmert aus der Nacht des Grabes
Ein ewig sanftes Morgenroth —

Was oft dem Sterblichen in müden Stunden
Erquickung, Labsal ist —
Ein leiser schnell entschlüpfender Gedanke
An etwas, das die Sprache nicht benennt,
Wovon sich die geheime Spur
Im folgenden Momente schon verwischt,
Das ist es, was gleich dem hervorgelockten Funken
Uns hier durchschüttern und das wankende Gemüth,
Auf einen Punkt hinheften soll
Der immer vor der Seele schwebt
Und immer wieder sich dem Blick entzieht —
Das edle Gleichgewicht des Willens und der Kraft
Das endlich den empörten Geist beruhigt,
Und seine Band' ihn willig tragen läßt,
Bis eine sanfte Hand sie lößt,
Und durch das Chaos und die Nacht,
Die Lieb' ihm Flügel leiht,
Und sich mit ihm vermählt.

Die Klage um den redlichen Bürger.

Der auf unbescholtnem Pfade
Das Ziel seiner Laufbahn erreicht hat;
Der nicht schmeichelte, und sich nicht schmeicheln ließ,
Und seiner Seele Bild beständig
In seinem edlen offnen Antlitz trug;
Der keine Gönnermiene erkünstelte,
Und nicht mit süßen Worten,
Sondern mit Hülf und That
Den Dürftgen tröstete,
Ein Feind zweideutigen Versprechens;
Taub der Stimme der glattzüngigen Chikane,
Aber nicht taub der Stimme des Flehenden;
Der zugleich mit der Bürde des Alters
Die Bürde unzähliger drückender Geschäfte trug,
Und doch den sanftern Musen

Nicht abhold ward,
Und Künste und Wissenschaften
Mit warmen Eifer
Und thätiger Hülfe pflegte:
Dem Manne weinen wir nach,
Ihn klagen seine Lieben,
Der Cirkel seiner Freunde weint um Ihn,
Und alle die Betrübten, deren Trost er war,
Und alle Redlichen beweinen mit unverstellten Zähren
Den Verlust des Edlen.
Wir klagen ihn mit stummen Schmerz;
Aber er hat sich in unsern Herzen
Ein Denkmal aufgebaut,
Das die Zeit nicht zerstören kann.

Des Maurergesellen Wanderschaft.

Welch ein schönes Symbol des immer thätigen aber zugleich mit Gefahren umringten Lebens, sind diese Reisen mit dem auf die Brust gekehrten tödlichen Stahl, der aber vor dem, der muthig fortschreitet, wie Nebel zurück weicht, indes dem Wanderer jene Musik aus der Ferne entgegen tönt, die seinen sinkenden Muth belebt, und ihn aufs neue anspornt, nicht eher zu ruhen, bis er das Ziel erreicht hat.

Dem reifer gewordenen sind nun die Augen geöfnet, er sieht nun die Gefahren, die ihm drohen; keine wohlthätige Binde umhüllt nunmehr, wie vormals, seinen Blick.

Darum bedarf er jetzt eines tröstenden Zuspruchs mehr, wie sonst, und sein Ohr ist zugleich eröfnet, den aufmunternden Gesang zu hören, der ehemals für ihn schwieg; und es wächst mit der Gefahr sein Muth. —

Doch, wollen wir nicht Bilder durch Bilder aufzuklären suchen! Laßt uns eilen, aus der Region der Phantasie in das Gebiet der ruhigen kalten Vernunft herabzusteigen, damit auch wir desto sichrere Schritte thun. — Laßt uns die einfache Frage beantworten:

Was heißt ein Freymaurer-Lehrling, ein Freimaurer-Geselle? Was heißt ein Freimaurer überhaupt? —

Ein freier Maurer heißt eigentlich ein freier Mensch. — Maurer aber sagt mehr; es bedeutet einen thätigen, unternehmenden Menschen der etwas bauet, das heißt, etwas mit Zweck und Absicht unternimt.

Wer nicht auf eine vernünftige Weise thätig ist, der braucht auch nicht frey zu seyn. — Der unthätige Mensch sey sein ganzes Leben hindurch in einem Kerker eingesperrt — die Welt wird nichts dabei verlieren. — Der Maurer soll aber noch mehr, als bloß mit Zweck und Absicht thätig sein — denn wer ist das nicht? —

So lange wir bey Vernunft sind; haben wir immer einen gewissen Zweck und Absicht bey allem was wir unternehmen. — Nur Schade, daß wir so oft dieser Zweck selber sind. — Ein Maurer bauet ja nicht für sich allein, indes sein Nachbar ohne Obdach, Frost und Regen ausgesetzt ist — auch bauet er nicht bloß für die Zeit, worin er lebt; sondern seine festen Mauren sollen noch lange nach seinem Tode, dem Einwohner ein süßer Schutz, dem Gast und dem Fremdling eine willkommne Herberge seyn. —

Die Maurerei, nicht einmal als Bild, sondern an und für sich selbst betrachtet, ist auf die Weise schon eine der größten, gemeinnützigsten und edelsten Unternehmungen des menschlichen Geistes. —

Als Bild betrachtet aber ist sie das schicklichste Symbol, um eine große, edle, uneigennützige Thätigkeit zu bezeichnen, wobei wir nicht uns selber zum Mittelpunkte machen, sondern außer uns ins Ganze wirken — und nur eine solche Thätigkeit ist es, die freien Spielraum haben muß. —

Also ein mit Zweck und Absicht uneigennützig thätiger Mensch, der bey seinen Unternehmungen so wenig wie möglich eingeschränkt ist — ist ein Freimaurer —

Diese Thätigkeit ist eine edle Thätigkeit, edel aber ist nur dasjenige, was nicht gemein ist, wie z. B. ein Edelgestein — nun sind aber eigennützige Unternehmungen immer gemeiner, als uneigennützige, weil sie weniger Anstrengung erfordern, ja man hält sie sogar der menschlichen Klugheit gemäßer.

Zum uneigennützigen Handeln gehört also Uebung, welche bey dem Freimaurer Lehrling vorzüglich statt finden muß, so daß er, wenn er in den Gesellengrad tritt, schon eine Fertigkeit darin erhalten hat. —

Und wer sich solcher Handlungen nicht bewußt wäre, und vielleicht nicht einmal den Gedanken gehabt hätte, etwas zu thun, wovon der Nutzen nicht auf ihn zurückfiele, und wobei er gewisser maßen seinen eigenen Vortheil aufopfern

müßte,

müßte, der verdiente auch sicher den Nahmen eines Freimaurers nicht. —

Wodurch werden aber nun diese edlen und uneigennützigen Bestrebungen anders eingeschränkt, als durch die Furcht?

Daher schienen auch alle Symbole vorzüglich mit darauf abzuzwecken, wie ein Freimaurer die Furcht verlernen soll. —

Eins der größten Hindernisse einer uneigennützigen Thätigkeit ist eben die Menschenfurcht oder eine falsche Gefälligkeit, wodurch gewiß mehr Gutes in der Welt verhindert ist, als man glauben sollte. —

Denn es ist ja natürlich, daß einer der uneigennützig handelt, dem Eigennützigen, welcher alles auf sich bezogen haben will, sehr oft in den Weg kommen, und alsdann die Gesetze der Höflichkeit mit denen der Gerechtigkeit und Billigkeit zusammenstoßen. —

Hier ist es eben, wo der Freimaurer frei und nicht nach Menschenfurcht und Menschengefälligkeit handeln muß — darum übt er sich bei unsern Zusammenkünften, die Menschen als sich alle gleich und als Brüder zu betrachten, damit er sich nicht durch das Verhältniß der Stände abhalten läßt, das zu thun, was er für recht hält. —

Er wird deswegen kein Aufwiegler — denn er lernt sich der Nothwendigkeit unterwerfen; — wo er keine Möglichkeit sieht, der Ungerechtigkeit, der Unterdrückung abzuhelfen, da verschwendet er seine Kräfte nicht vergeblich, um sie auf Fälle zu sparen, wo sich ihm bessere Aussichten eröfnen. —

Er weiß, daß er sich dem Sturme, dem Ungewitter, der Krankheit, dem Tode unterwerfen muß, die alle stärker sind, als er; weil es vergeblich, weil es lächerlich seyn würde, dagegen anzukämpfen. —

Eben

Eben so wie dem unwiederstehlichen Druck der Luft, unterwirft er sich jeder stärkern Macht, der er nicht wiederstehen kann, und in dieser Unterwerfung, in dieser Resignation findet er eben seine höchste Freiheit. —

Er findet sie darin, daß er nichts will, was er nicht kann, aber daß er auch alles will, was er kann.

Und der Mensch kann erstaunlich viel, wenn er alle seine Bestrebungen auf ein einziges Ziel hinrichtet. —

Er hat sich auf die Weise die thierische Schöpfung, er hat sich die Elemente unterwürfig gemacht. — Wie vielmehr können also nicht die vereinigten Kräfte vieler Menschen ausrichten, wenn sie alle auf ein Ziel hinarbeiten — sich unter einander zu vervollkommnen, unter einander wechselseitig ihren Muth zu beleben, und sich gemeinschaftlich in der Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Uneigennützigkeit zu üben. —

Eine geringe Anzahl mäßiger, standhafter, und uneigennütziger Menschen, die sich alle zu einem Zwecke vereinigten, würden, wenn sie mit der gehörigen Klugheit zu Werke gingen, in der Welt Wunder-Dinge ausrichten. —

Allererst muß freilich auf die innere Vervollkommung hingearbeitet werden. —

Der Mensch, der andern Glückseligkeit und Zufriedenheit mittheilen will, muß erst selbst völlig glücklich und zufrieden seyn. —

Das wird er aber bloß durch Mäßigung seiner Begierden, und eine völlige Resignation.

Wer sich von der gewöhnlichen Klasse der Menschen durch ein höheres Freiheitsgefühl unterscheiden will, muß nothwendig gelernt haben, jedes Gut des Lebens zu besitzen, ohne sich zu fürchten, es zu verlieren. Denn nur alsdann ist ihm der Genuß gesichert. —

Der genießt sicher sein Leben am meisten, der es am wenigsten zu verlieren fürchtet — und der

handelt auch am freisten. — Daher beziehen sich unsre Symbole so häufig auf eine gewisse Gleichgültigkeit und Unerschrockenheit vor dem Tode.

Die Furcht verengt das Herz, und macht es großer Empfindungen unfähig. — Wer für sich nichts mehr fürchtet, ist erst im Stande, für andern großmüthige Wünsche zu thun. — Wer sich nun nicht täglich in dieser Mäßigung seiner eigennützigen Begierden übt, um für die großmüthigen Gesinnungen in seiner Seele gleichsam Platz zu machen, der verdient den Nahmen eines Freimaurers nicht; und wenn unsre Versammlung diese Mäßigung der eigennützigen Begierden nicht befördern hülfe, so erreichte sie ihren Zweck nicht. —

Die höchst mögliche moralische Vervollkommung ist also das Ziel, wornach der Maurer strebt, und diese besteht in der zweckmäßigsten und uneigennützigsten Thätigkeit. —

Denn die bloßen Gesinnungen machen die Moralität nicht aus. —

Wer

Wer edel denkt muß auch edel handeln, sonst ist seine Denkungsart ein Schwerdt, das in der Scheide verrostet, und edel handeln lernt man nicht anders, als durch Uebung und durch Beispiel — und beide, wer das Beispiel giebt sowohl, als wer es nimmt, gewinnen wechselseitig dadurch. — Weil nun in der Welt die guten Beispiele so zerstreut sind, so sollten sie in unsern Logen zusammengedrängt seyn, damit dieselben die eigentliche Schule der Weisheit des Lebens würden. —

Dazu müssen denn die einzelnen Mitglieder freilich so viel Umgang wie möglich miteinander haben — denn die Maurerei soll uns ja aus unserm kleinen Umgangszirkel in einen größern ziehen, wo wir mehr mannigfaltiges Gute sehen, als wir sonst Gelegenheit haben. —

Wo wir uns in alle Rechte der Menschheit wieder eingesetzt fühlen. —

Wo alle an der Wohlfahrt eines jeden Einzelnen Theil nehmen, und bey seinen Schicksalen

nicht gleichgültig sind. — Wo das, was unsere wahre Glückseligkeit ausmacht, zur Sprache kömmt. —

Wo ein jeder die Vortheile, die er durch eigne Erfahrung zu einer wahren Glückseligkeit ausfindig gemacht hat, und seine mißlungenen Versuche, dem andern mittheilt. —

Wo alles uns anmahnen soll, das Leben zu genießen, und den Tod nicht zu fürchten — uns zu unterwerfen, wo wir müssen und die Rechte der Menschheit zu vertheidigen, wo wir können. —

Wo wir lernen, daß wir nicht thätig seyn müssen, um zu genießen, sondern nur genießen, um wieder thätig seyn zu können. —

Daß zwar in seinem bürgerlichen Beruf getreu zu seyn, schon viel sey, aber daß der edle Mensch sich dennoch eine Mine zu eröfnen sucht, wo er mit selbstgewählter Thätigkeit und auf eine uneigennützige Art wirksam seyn kann. — Wo wir beständig aufmerksam auf die Kürze

unsers Lebens erhalten werden, damit wir den gegenwärtigen Augenblick nutzen lernen. —

Da nun alles darauf ankommt, immer mehr Kräfte, immer mehr Thätigkeit zu edlen Endzwecken im Umlauf zu bringen, da selbst das Leben bloß durch diese Thätigkeit sich vom Tode unterscheidet — o so laßt uns auch dahin sehen, daß in unsern Versammlungen immer Leben und Thätigkeit herrsche, daß das Band zwischen uns immer genauer geknüpft werde, daß dieß der Ort sey, wo wir uns unsre edelsten Entschließungen mittheilen, und von dem, was uns Gutes gelungen ist, einander Rechenschaft ablegen. —

Laßt uns die feierlichen Pausen in unserer Arbeit dazu nutzen, daß wir, von einem Geiste belebt, unsere Gedanken zu irgend einer schönen Entschließung sammlen, die wir schon lange mit uns herumtrugen und nun ausführen wollen. —

Laßt uns gemeinschaftlich darauf denken, wie wir unsre Versammlungen so nützlich und zweckmäßig, als möglich machen. —

Ich

Ich wende mich noch mit wenigen Worten an Euch meine geliebten neuaufgenommenen Brüder Gesellen. —

Seyd uns willkommen zu den neuen Arbeiten, welchen Ihr Euch jetzt mit uns gemeinschaftlich unterziehet. —

Erhaltet uns eure Liebe und euer Zutrauen und laßt uns nun Hand in Hand, dem großen Ziele der Maurerei entgegen gehen, das wir, wenn wir nur einmal den rechten Weg eingeschlagen haben, hier oder dort gewiß erreichen werden! —

Die Beständigkeit.

Heilig ist jeder Tag dem Maurer,
Wo ihm eine edle That gelang.
Er feiert ihn nicht mit Geräusch und Prunk
Sondern auf seiner stillen Kammer
Wenn er vor Gott seine Handlungen prüft.
Heilig ist ihm auch der Tag,
Wo Menschen in ein Bündniß traten,
Wodurch sie besser und glücklicher
Und edler und weiser werden.
Denn ist nicht der Anfang jedes Guten
Des innigsten Danks der innigsten Freude werth,
Weil nur durch ihn
Das erwünschte Mögliche wirklich ward —
Sind wir nun auch durch dieses Bündniß,
Das uns alle zusammenknüpft,
Wirklich besser und glücklicher

Und

Und edler und weiser geworden;
Ist es, seitdem wir diesen Bund knüpften,
In unsern Köpfen heller,
In unsern Seele stiller,
Und ruhiger in dem sich sonst empörenden Herzen —
O so sey uns dieser Tag nicht minder wichtig
Als der, welcher uns das Leben gab!
Zählten wir aber statt edler Fortschritte im Guten
Das Jahr nach Mahlzeiten, die wir genoßen,
Bis zu diesem festlichen Tage,
So müsse er von nun an
Unter den gleichgültigen Tagen
Des Jahrs vergessen seyn!
Denn was kümmert mich der Anfang dessen
Wodurch weder Böses verhindert
Noch Gutes gefruchtet ward!
Bey jeder menschlichen Unternehmung
Frägt die Vernunft, was ist der Zweck davon?
Und findet sie keinen,
So ist die Unternehmung Kinderspiel und Tand —

Und was giebt es wohl für ein edleres Ziel des
Maurers,
Als, den höchsten Grad
Der Mäßigkeit und Standhaftigkeit,
Einer weisen Unerschrockenheit,
Einer unerschütterlichen Rechtschaffenheit
Und einer unüberwindlichen Wahrheits Liebe, zu
erlangen?
Die Furcht muß der Maurer verlernen
Um groß und edel zu handeln.
Predigen dies nicht alle Symbole der Maurerey?
Uns der Nothwendigkeit zu unterwerfen,
Standhaft zu seyn in Gefahren,
Unerschrocken vor dem Tode —
Denn bei jedem Schritte, den er thut,
Sein Leben, sein Ansehen, seinen Gönner,
Seine Bequemlichkeit zu verlieren fürchtet,
Kriecht im Staube
Und ist zu nichts Großem fähig. —
So wollen wir denn künftig, meine Brüder,

Die uns ein heiligers Band verknüpft
Einander vor dem Müßiggange
Der Weichlichkeit, und der Unmäßigkeit uns warnen,
Mit vereinten Kräften nach dem Ziele streben,
Welches uns allen winkt,
Und unsre Losung sey:
Die Beständigkeit!

Der Trost des Zweiflers.

Noch find ich, selbst bey einem siechen Körper, hier das Glück, daß ich in der weiten Welt vergeblich suchte. — Die Erndte beginnt nun, und ich kann ein Zuschauer von den fröhlichen Festen der Landleute seyn. — Ich kann mich so nahe an die liebevolle Natur halten; sie ist meine Mutter, meine Freundin.

Ihr wohlthätiger Hauch gießt Balsam in meine verwundete Seele. — Meine kranke Phantasie wird immer reiner und heller, indem sie allenthalben reizende wohlthätige Bilder sammlet, und sie harmonisch ordnet; jedes Blättchen am Baume, das ich mit Wohlgefallen betrachte, flößt mir sanfte Empfindungen ein.

Ich kann mich wieder der hangenden Birke und der hohen Fichte freun, die ohngeachtet der Verschiedenheit ihrer Natur, ihre Zweige von oben gesellig zusammen flechten.

Der Anblick der wolligten Heerde, unter dem Schatten eines Baumes, in das grüne Gras gelagert, hat etwas Aug' und Herz erquickendes für mich, das zugleich die Seele unvermerkt erhebt, und sie für jeden Eindruck aus der Natur empfänglicher macht — die weisse weiche Wolle — das sanfte Grün — die ovalgeründeten Blätter — der zierlich gekräuselte Schatten — vereinigen sich zusammen, um in der Seele ein Bild auszumahlen, wodurch jede Nerve harmonisch vibriret, und indem auf die Weise mein Blick das Weltall, auch nur in einem einzigen seiner Punkte, gleichsam von der rechten Seite faßt, von welcher es der höchste Verstand selbst mit Wohlgefallen durchschaut, wo sich alle anscheinende Disharmonie in Harmonie auflöset — so erhebt auch dieser Anblick die Seele, und macht sie fähig, nach einem verjüngten Maßstabe die Größe und Schönheit dieses unbegreiflichen Weltalls zu messen — ihr wird ein Blick in das innerste Heiligthum der Natur eröfnet — sie staunet nicht eigentlich über das sanfte Grün, die weisse Wolle, die ovalgeründeten Blätter, und den zierlich sich kräuselnden

Schatten, sondern über die großen, bewundernswürdigen Verhältnisse, die sie in dem Augenblicke, ohne es selbst zu wissen, überrechnet.

Als ich gestern dieses Anblicks eine halbe Stunde lang genossen hatte, da erheiterte sich meine trübe Seele wieder — mein Blick wurde freier — meine Brust athmete leichter — so will ich denn öfter zu diesem Anblick meine Zuflucht nehmen, ich darf ja aus meiner Wohnung nur wenige Schritte darnach gehn. —

Kehrte ich nicht getröstet, und mit Herzerhebenden Gedanken wieder heim — o, wen hast du, liebevolle Natur, wohl je ungetröstet von dir gelassen, der Trost bei dir suchte?

Und was war mein Kummer? — war er nicht eben in dieser Verstimmung meiner Phantasie gegründet, die der erste Anblick der mich umgebenden Natur wieder heilte.

Was war es anders, als daß mein Auge den unrechten Gesichtspunkt gefaßt hatte, aus dem ich diese schöne Welt betrachtete, in

der

der ich nun anfing, Verwirrung und Unordnung, Unglück und Jammer zu sehen, wohin ich blickte, und zu ahnden, wohin ich nicht blickte.

Ist nun nicht meine Seele wieder gestärkt? meine Denkkraft nicht wieder in Thätigkeit gesetzt? Und das Heilungsmittel liegt mir so nahe — ich darf das Kraut nur pflücken, das zu meinen Füßen wächst, um meinen Schmerz zu lindern.

Ich stehe da und betrachte die arbeitsamen Landleute — wohin ich blicke, sehe ich Leben und Bewegung — Erreichung der mannigfaltigen Endzwecke der Natur — im gleichen Takt heben die Arme der Erndter sich mit den Sensen auf, und die vollen Aehren sinken nieder — der Schweiß tröpfelt von der Stirn des Arbeiters, aber er freuet sich seiner Gesundheit und seiner Stärke — und auf den Ersatz seiner aufgewandten Kräfte durch die zubereiteten Nahrungs-Mittel und den süßen Schlaf. —

Mit

Mit jedem wiederholten Sensenschlage kömmt Takt und Ordnung in sein Leben, und in alle seine Gedanken. — Er erfüllt in jedem Augenblicke den Zweck seines Daseyns, indem er durch die Thätigkeit seines Körpers unvermerkt seinen Geist zur Ordnung zum Ausdauren im Denken gewöhnt, das ihm, wenn er dereinst ohne Körper seyn wird, noch zu statten kommen soll, und indem er zugleich die großen Endzwecke der Natur zur Erhaltung und Ernährung der Körper befördern hilft, in denen und durch die noch mehrere Geister zu einem Daseyn höherer Art gebildet werden sollen.

Eine wohlthätige Unwissenheit umhüllet euren Blick, ihr Arbeiter im Schweisse eures Angesichts. — Um euch her ist die große unendliche Welt, ihr aber seyd auf den Fleck der Erde geheftet, wo ihr euer Leben empfingt — hier wohnt ihr eine Zeitlang in euren engen, niedrigen Hütten — dem Boden, den ihr bewohnt, zwingt ihr auch eure Nahrung ab — und dann legt ihr euch auf einen kleinen Fleck eures väterlichen Bodens schlafen, und ver-

sammlet

sammlet euren Staub zu dem Staube eurer Voraltern. —

Es hat euch nie eingeleuchtet, was ihr einst seyn werdet, die ihr dort schlummert. — Eure Kinder, die jetzt auf eurem Staube gehen, werden entschlummern wie ihr — aber einst muß die große Erndte erscheinen — es kann nicht Blendwerk, kann nicht Täuschung seyn. —

Sollte die große Natur, die kein Röhrchen, keine Faser ohne Zweck und Absicht schuf — hier so plötzlich aufhören nach Zweck und Absicht zu handeln — sollte sie ewig säen, und säen, — ohne je zu erndten? — — sollte dieß Erdenleben, dessen so mancher nur wenige Stunden froh wird, ihr letzter Zweck seyn? —

Sind nicht die Gedanken des Menschen, womit er die Ordnung und Harmonie in der ganzen Natur bemerkt, das Edelste in der ganzen Natur? —

Und dieser reinste abgezogenste Stoff, auf dessen Bildung alle Eindrücke aus der Körperwelt unaufhörlich hinarbeiten, der sollte sich wieder, ohne nun weiter genutzt zu werden, mit der übrigen Körpermasse mischen? So verschwenderisch sollte die sonst so sparsame Natur zu Werke gehen, daß sie alle ihre Kräfte aufböte, um durch den umgebenden Körper den Geist eines Menschen zu bilden, den sie zugleich mit diesem Körper wieder zerstörte?

Zwar bildet sie im Frühling ein Blatt am Baume, ründet es sorgfältig, und versieht es höchst künstlich mit unzähligen Röhrchen, wodurch es seinen Nahrungssaft in sich saugt, und seine Bestandtheile sich vermehren — und eben dies Blatt läßt sie im Herbst wieder welken, abfallen, und in den Staub zertreten werden — denn sie liebt die Verjüngung; sie zerstört, um immer aufs neue wieder hervorzubringen — sie scheint das Altgewordene, das Verwelkte zu vernachläßigen — aber sie thut es nicht; sie läßt kein Stäubchen von dem Verwelkten verlohren gehen — und dann läßt

sie

sie auch dasjenige, auf dessen Wachsthum und Bildung sie mehr Mühe gewandt zu haben scheint, immer länger dauren, als das, worauf sie weniger Sorgfalt wendet. — Der Baum, der Jahre zu seinem Wachsthum bedurfte, dauert länger, als seine Blätter, die ein Frühling zur Vollkommenheit brachte. —

Zwar finden sich die Bestandtheile eines verwelkten, in Staub verwandelten Blattes vielleicht in Ewigkeit nie wieder so zusammen, wie sie einmal am Baume saßen, da das Blatt seinen vollkommnen Wachsthum erreicht hatte. — Aber die Natur wirkt den Stoff der verwelkten Dinge in einander, und formt ihn nach und nach zu neuen Wesen um. —

Nur ein Wesen, dem sie Bewustseyn und Selbstgefühl verlieh, kann ohne seine gänzliche Vernichtung nie der Stoff zu einem andern Wesen werden. — Hier wäre also allein der Faden, der die Zerstörung sonst immer an neues Daseyn knüpft, gänzlich abgeschnitten. — Hier

wäre

wäre Mangel an Zusammenhang, Verwirrung und Unordnung. —

Oder sollte ich lieber glauben, daß die Natur nur auf die Erhaltung und Fortpflanzung der Körperwelt, als ihren eigentlichen Zweck hinarbeite; und daß die Erhöhung der Denkkraft und die Veredlung des Geistes, nur eine zufällige Folge bei dieser ihrer immerwährenden Bestrebung sey, woran sie selbst nie dachte, wodurch sie etwas Edleres hervorbrachte, als sie eigentlich hervorbringen wollte? —

Was sollte mich denn bewegen, so herabwürdigend von ihr zu denken, daß ich sie unter mich selbst herabsetzte, da ich sie in allen übrigen so viel weiser und verständiger, als mein eignes denkendes Wesen finde, daß ich kaum mit aller meiner Denkkraft ihrem großen Plane von ferne nachspähen kann, geschweige denn, daß ich an ihrer Stelle ihn hätte entwerfen können.

Es

Es scheint mir also, als ob das, was ich die Natur nenne, weiser und verständiger ist, als ich. — In so fern ich mir aber nun unter der Natur die Einrichtung der Dinge außer mir denke, so wie sie ohne mein Zuthun sind, sehe ich wieder nicht, wie eine blosse Einrichtung an und für sich selber, schon als ein verständiges und weises Wesen betrachtet werden kann, noch wie sie sich selbst habe machen können. —

Hier bleib ich für jetzt mit meinem Nachdenken stehen — und ruhe sanft in dem Gedanken, daß ich in der Ordnung der Dinge mit getragen und erhalten werde, worin nur die Formen aber nicht die Bestandtheile der Dinge vernichtet werden. — Bei meinem denkenden Ich fällt selber Form und Bestandtheile in eins zusammen — wenn es also vernichtet wird, so muß es ganz vernichtet werden, ohne daß es irgend zu einem neuen Wesen je wieder umgearbeitet werden könnte; und weil nun alles in der Natur gegen eine solche Verschwendung streitet, so sichert mir das die Fortdauer meines Daseyns, bis neue Zweifel meine Ueberzeugung wankend machen.

Zweifel und Beruhigung.

Aber ist es denn Verschwendung in der Natur, wenn sie einen menschlichen Geist bloß deswegen bis zu einer der höchsten Stuffen der Vollkommenheit bildete, damit der hinterbleibende Abdruck desselben noch nach Jahrtausenden sich wieder in andern Geistern abdrückte, die ihre Vervollkommung wiederum auf kommende Geschlechter fortpflantzen? —

Geht wohl die Spur irgend eines für die Welt verloschnen menschlichen Geistes ganz verlohren? Dauert sie nicht in den unaufhaltsamen Folgen seiner geringsten Handlungen fort?

Die Erfindungen und Gedanken der einen Generation pflanzen sich auf die andre fort. — Die Summe der menschlichen Kenntnisse wächst

beständig an. — Die Natur scheint ihr Absehn vorzüglich auf die Erhaltung und Vervollkommnung der ganzen Art gerichtet zu haben.

Sie will nur immer Leben, neues verjüngtes Leben. — Es soll nur immer ein Menschengeschlecht da seyn, indem sie sich auf tausendfache Weise spiegelte, gleich viel, aus was für einzelnen Menschen dieß ganze Geschlecht besteht.

Wenn nur grüne Blätter wieder da sind, so kümmert es uns ja nichts, ob es dieselben, die schon einmal da waren, oder andre sind. —

Die junge Welt steigt empor, und freuet sich ihres Daseyns, ohne darüber zu trauren, daß die Vorwelt nicht mehr da ist, und ohne über den Gedanken zu erschrecken, daß sie auch einst nicht mehr da seyn wird.

In der ganzen Körperwelt ist ohngeachtet des ewigen Kreislaufs von Veränderungen aller Wesen kein Stäubchen mehr noch weniger, als von Anfang darin war. —

Wie ist es denn mit der Geisterwelt? Nimmt diese denn ewig an der Anzahl ihrer einzelnen Wesen zu? — Wird sie mit dem Tode jedes Sterblichen neu bevölkert? Oder war sie schon von Ewigkeit wie jetzt? — Ist in ihr ein Kreislauf, wie in der Körperwelt, oder ein immer währendes Fortschreiten? —

Entsteht mit jedem Geiste, der in dem Körper durch die von allen Seiten zuströmenden Ideen genährt und aufgezogen wird, ein Wesen das vorher nicht da war? — Oder war es vorher da? — Und wenn es da war, warum ist es sich seines vorigen Zustandes nicht bewußt? — Wo ist seine vorige Selbstheit, sein voriges Ich geblieben? —

Wer rettet mich von dieser Fragesucht, die mich so unwillkürlich anwandelt — warum führen meine Gedanken mich in unübersehbare Labyrinthe? — Nie werde ich auf diese Art einen Ausweg finden. —

So will ich denn den Lauf meiner Gedanken hemmen, und meine Sinne dem Genuß der

schönen Natur eröfnen — ich will meine große Lehrerin fragen, und auf ihre sanfte Stimme horchen. —

Ich will sie am Wasserfall, in der Dunkelheit des Waldes nnd in ihren Höhlen und Felsengrotten belauschen — ich will sie beschwören mir das undurchdringliche Geheimniß meines Daseyns aufzuschließen. — So lange will ich aus ihrem reinem Lichtstrom schöpfen, bis meine Gedanken klar genug sind, um den milden Strahl der Wahrheit aufzufassen.

Morgen in der Frühe will ich jenen Berg besteigen, und der kommenden Sonne entgegen sehen — bis dahin soll es stille seyn in meiner Seele, damit ich durch den erquickenden Schlummer der Nacht zum neuen Denken gestärkt erwachen möge!

Leben und Wirksamkeit.

Bestimmung der Thatkraft.

Dein großer Plan sey, täglich auf deine innere Vervollkommnung hinzuarbeiten; nicht Glückseligkeit von außen in dich hinein zu zwingen, sondern aus dir selbst um dich her zu verbreiten; so kann es dir nie fehlen; so muß ein immer währendes Interesse alle deine kleinsten Begebenheiten durchflechten.

Und soltest du denn auch dein ganzes Leben hindurch allein stehen, und nie in den Zusammenhang der menschlichen Dinge eingreifen können, dürfen, oder wollen: so bedenke das: einen vollkommenen Menschen hervorzubringen ist an und für sich schon der höchste Endzweck der Natur; mag dieser vollkommene Mensch nun ich selbst, oder ein anderer seyn, genug, wenn er nur da ist, daß die vollkommene Natur sich in ihm spiegeln kann.

Dafür

Dafür, daß du dich durch mühsame und ungewöhnliche Anstrengung deiner Kräfte über das thierische Leben erhebst, wirst du auf eine oder die andere Weise, die belebende Seele von einem Haufen von Menschen seyn, die an sich selbst fast nur Körper sind, und also einer belebenden Seele bedürfen, um den Bewegungen ihres Körpers eine gewisse Richtung zu irgend einem großen Zwecke zu geben.

Auf dein Geheiß wird sich ihr Fuß empor heben, und ihre Hand ausstrecken; dein Wille wird ihr Wille, dein Verstand ihr Verstand seyn.

Sie sind nicht unglücklicher wie du, aber du fühlst dich glücklicher wie sie; sie genießen bloß, weil sie nicht streben wollen; du strebst und genießest.

Dein Herrschen soll aber darinn bestehen, daß du die immer besser und weiser machst, die du beherrschest, und sie dir immer mehr gleich zu machen suchst.

Darum erhieltest du ein Uebermaß von Kräften, damit Leben und Wirksamkeit befördert werden, indem das Stärkere auf das Schwächere drückt, bis beide wieder im Gleichgewicht sind.

Wie das Wasser strebt in seine Fläche, und die Luft, in ihr Gleichgewicht zu kommen, so wirken die moralischen Kräfte auf einander, und alles geräth in Bewegung und Thätigkeit.

Stürme brausen, Ströme stürzen sich von Felsen, durchbrechen Dämme, überschwemmen Städte, und wälzen sich dann ruhig wieder in ihren angewiesenen Ufern hin.

Nur der ist unglücklich, der noch nicht in seinem Gleise ist; es sey nun das gewöhnliche oder eccentrische. Der noch hin und her wankt, ob er sich zu der gehorchenden oder befehlenden Parthey schlagen soll, weil niederziehende Trägheit und angebohrne Kraft sich einander das Gleichgewicht halten. Wehe dem, der sein ganzes Leben hindurch zwischen diesen Klippen kreuzt.

Im=

Immerwährender Sturm ist in der Seele dessen, dem die erstickte Flamme im Busen lodert.

Fühlst du ein unüberwindliches Streben nach etwas Großem in dir, so darf ich dir nicht erst sagen, daß du diesem Streben freien Lauf lassen sollst, eben so wenig, wie ich es dem Strome erst verstatten darf, daß er Dämme durchbricht.

Soll das Leben erträglich werden, so muß erst Interesse hineinkommen, eben so wie in ein Schauspiel, wenn es uns nicht unausstehliche Langeweile machen soll. Interesse erhält es aber allein dadurch, wenn alles Einzelne darin zu einem Ganzen übereinstimmt, und wenn selbst das Kleine und Unbedeutende Mittel zu irgend einem großen Zweck wird.

Der Taglöhner kömmt über das Bedürfniß eines solchen erhabenen Interesse des Lebens hinweg, indem er genöthigt ist, zur Erhaltung seines thierischen Lebens ununterbrochen zu ar-

 beiten,

beiten, ohne daß er die Zeit oder die Lust hätte über seinen Zustand nachzudenken.

Wem dies thierische Leben nicht gnügt, der kann kein Taglöhner bleiben, sondern arbeitet sich aus dem Staube empor, um über die Taglöhner zu herrschen.

Gelingt ihm diß nicht, so ist er unglücklich, und das Leben ist ihm eine Last.

Aber was zugleich mit Klugheit und Eifer unternommen wird, gelingt fast immer. Der Eifer muß die Klugheit beseelen, wenn sie sicher leiten soll. Ja, der wahre Eifer zwingt zur Klugheit; je stärker jemand etwas wünscht, desto weniger wird er der dazu gehörigen Mittel zu verfehlen suchen.

Festigkeit.

Ein fortdauernder wehmüthiger Zustand ziemt einem Manne nicht; nur die Anstrengung, womit er selbst seine Wehmuth zu unterdrücken sucht, erregt unser Mitleid.

Eben das ist auch der Fall mit der Freude: man fühlt sich nie ruhig, bis man sich durch einen Gedanken an die Ungewißheit und Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge, erst in das ordentliche gewöhnliche Gleis des Lebens wieder zurückgebracht hat. Alsdann ist man auch erst wieder fähig, außer sich zu wirken, und mit Klugheit dabei zu Werke zu gehen.

Wer mit der meisten Resignation auf den Erfolg arbeitet, der arbeitet sicher am besten. Unruhe und Sorgen plagen den, der sich über

seine angewandte Mühe ärgern wollte, wenn sie unglücklicher Weise vergeblich seyn sollte. Nur der arbeitet sicher und ruhig bei dem größten Plane, der das magna voluisse juvabit mit völliger Resignation von sich sagen kann.

Eine

Eine Vergleichung zwischen der physikalischen und moralischen Welt.

In der natürlichen Welt, die mich umgiebt, in Pflanzen, Bäumen und Kräutern, und Thieren, vom Größten bis zum Kleinsten, ist alles ordnungsvoll und planmäßig, voller Licht und Klarheit, wie die alles belebende Sonne.

Die Thier- und Pflanzenwelt steigt ruhig vor meinem Blick empor, und sinkt wieder in sanfte Auflösung hin, um einer nachfolgenden Platz zu machen. —

Zwar würgt der Wolf das Lamm — aber er würgt es nicht anders, als der Sturmwind die Blätter des Baumes verweht — daß der Wolf das Lamm aus Hunger würgt, ist eben

so natürlich, als wenn das Lamm selbst vor Hunger stürbe —

Der wiederkäuende Ochse ruht in der schwülen Sonnenhitze auf der Wiese im Grase, und fürchtet den Tag seines Todes nicht. —

Wo ich hinblicke, sehe ich Vollendung des angefangnen, ganzes vollständiges Leben im gegenwärtigen Augenblick. — Da ist nichts abgerißnes, nichts zerstücktes, noch unzweckmäßiges. —

Ich werfe von der mich umgebenden Natur einen Blick in die moralische Welt; auf menschliche Verbindungen, Aussichten, Plane, Entwürfe — und schaudere vor der Vergleichung zurück. —

Hier ist alles Verwirrung, Unordnung — zweckloses Streben — bauen um zu zerstören — wechselseitiges Aufreiben, mit Absicht und Vorsatz — innere Mißbilligung — thätige Aeußerung — Sünde — Verbrechen — Laster. —

Ist

Ist denn die ganze moralische Welt mit allen ihren Verbindungen und Einrichtnngen etwa ein bloßer Auswuchs des wohlgeordneten Ganzen — eine Mißgeburt dieser sonst so herrlichen Schöpfung?

Und doch wieder, was ist edler als der Mensch, wenn er unschuldig, wenn er wahr und offen ist? — Wo sind denn die Goldminen die seinen Werth aufwiegen können? —

Aber wozu denn nun alle jene im Staube kriechenden, den Staub leckenden Insekten? — wozu die Welt voller kriechenden Eigennutzes, gegen eine einzige große, edle, uneigennützige Seele, die sich, wie durch Zufall, einmal aus dem Haufen empor arbeitet, und gleichsam ein Wesen fremder Art wird, das die übrigen nicht allzulange unter sich dulden? — wozu die Millionen stechenden Mückenschwärme, in diesem schön erleuchteten Weltall? — wozu der tragikomische Krieg aller gegen einen, und eines jeden einzelnen wieder mit sich selber? — wozu dieß burleske Spiel der menschlichen Leidenschaften

ten, das Prozesse, Hochgerichte, Krieg, Verwüstung und Tod über die Erde bringt, und die reine edle Natur befleckt?

Ist denn das Menschengeschlecht eine so ungeheure zusammengeworfne Masse von Schlakken, die erst hinweg schmelzen müssen, ehe ein kleines Stückchen Gold zum Vorschein kömmt?

Oder ist das Menschengeschlecht nun einmahl ein so sonderbares vielköpfigtes Produkt der Natur, worin das viele eins, und das eine nothwendig viel werden muß. —

Ist der einzelne Mensch etwas oder nichts? Sollen die Köpfe eines Leibes sich mit einander besprechen, und Berathschlagungen pflegen, oder soll jeder Kopf und Leib nur eins seyn? — Was ist unnatürlich, Vereinzelung oder Vereinigung des Menschen? — Ist der einzelne Mensch ein vollständiges Ding, ein Ganzes? Oder ist eine Familie, ist erst ein Staat ein Ganzes? — Ist der einzelne Mensch eine unnatürliche Zerstückelung, oder ist der Staat eine

unnatürliche Zusammenstellung? — Herrscht nicht eben der innerliche Krieg, eben das ewige Mißverständniß mit sich selber, in der einsamen Zelle, in den Familien, und in den Staaten?

Die letzte Freistadt des Weisen.

Beobachten — sich über die Dinge erheben, wodurch man sonst mit ins Spiel gezogen wird — und nun mit Seelenruhe darauf achten — dieß bleibt das ewige Antheil des Weisen, das ihm kein Zufall rauben, ein Ersatz für jede Entbehrung, der ihm durch nichts verleidet werden kann. —

Als jenem edlen Römer, mitten im ruhigen Genuß des Lebens, da er lachend und scherzend im Kreise seiner Freunde saß, auf Befehl des Tyrannen sein Todesurtheil angekündigt wurde, und der Scharfrichter, welcher es an ihm vollstrecken sollte, auch schon bereit stand; so ging er mit einer Heiterkeit und Unbefangenheit der Seele zum Tode die seine Freunde in ein betäubendes Erstaunen setzte. —

Auf

Auf Befragen: wie ihm zu Muthe sey? — gab er zur Antwort: Er faße jetzt alle seine Gedanken zusammen, um auf den Punkt recht aufmerksam zu seyn, wo nun sein gegenwärtiges Daseyn in ein anderes Daseyn wirklich übergehen würde. —

Dieser entschloßene Sterbliche, mußte wohl zwey Dinge gelernt haben, denen er jene Heiterkeit und Unbefangenheit der Seele, noch in der letzten Stunde seines Lebens verdankte:

Erstlich, sich der Nothwendigkeit unterwerfen,

und

Zweytens, wenn ihm sonst nichts mehr übrig blieb, — doch noch ruhiger Beobachter zu seyn. —

Ohne Unterwerfung unter die Nothwendigkeit, findet kein ruhiges Beobachten statt — Diese ist die einzige nothwendige Stütze des ruhigen festen Denkens. —

Beobachten, ist die einzige Seelenthätigkeit,

die uns in Ermanglung aller andern, bis an den letzten Hauch unsers Lebens übrig bleibt —

Warum lernen wir also, bey dem furchtbaren Wechsel der Dinge, nicht unser Glück in dem suchen, was uns durch keinen Wechsel der Dinge entrissen werden kann? — Warum üben wir uns nicht von Kindheit auf, in dieser goßen Kunst, die uns, wie jenen edlen Römer, sterben lehrt? —

Das ruhige Beobachten ist zugleich mit einem großen, erhabenen Gefühl verknüpft, das uns über diese Erde und alle die kleinen Verhältnisse des Lebens hinweg versetzen kann. Durch diese Seelenruhe wird unser Blick gestärkt, das Ganze zu umfassen, und unpartheyischer von einem Zusammenhange der Dinge zu urtheilen, in welchen wir uns nicht mehr verflochten denken —

Das ruhige Beobachten aber ist eine Kunst, die wir täglich, bey allen unangenehmen und

an-

angenehmen Vorfällen üben können, und die beständig unsern Geist veredlen wird. —

Bey den unangenehmen Vorfällen, die wi nicht ändern können, wird es uns, auch für die bitterste Nothwendigkeit, der wir uns unterwerfen müssen, Ersatz seyn, daß wir wenigstens unsere Denkkraft beschäftigen, indem wir kaltblütig untersuchen, worin nun die Nothwendigkeit desjenigen was nicht mehr geändert werden konnte, eigentlich gegründet war? —

Eine widrige Meinung, welche z. B. Menschen von denen unser Glück abhängt von uns hegen, ist fürs erste eine Nothwendigkeit, der wir uns, so wie der Kälte, dem Regen und dem Sturmwinde, unterwerfen müssen — die wir mit keiner Gewalt umstoßen können —

Nach dem wir nun einmal resignirt sind, und uns dieser bittern Nothwendigkeit unterworfen haben — so sind wir nun im Stande kaltblütig nachzudenken: wie doch wohl diese

widrige Meinung von uns in den Köpfen die- ser Leute entstanden seyn mag? —

Und eben bey dieser kaltblütigen Untersuchung wird man vielleicht am ersten auf Mittel stoßen, wodurch dasjenige, wovon man anfänglich glaubte, daß es nicht zu ändern sey, oft mit leichter Mühe geändert werden kann. —

Bey angenehmen Vorfälleu ziehet uns das ruhige Beobachten aus dem Wirbel der Dinge heraus, der uns sonst unaufhaltsam mit sich fortreißt; es erhöht unser Selbstgefühl, und macht uns in jedem Augenblick besser und wei- ser. —

Das ruhige Denken muß eine Unterlage ha- ben, wovon es ausgeht — mit dieser Unterla- ge müssen wir jede Minute unsers Lebens, oh- ne räsonniren zu dürfen, in Richtigkeit seyn. — Nun ist aber die Nothwendigkeit gerade eine Sache, womit sich weder zancken, noch über welche sich weiter räsonniren läßt. — Das Rä- sonnement kann also in jedem Moment des Le-

bens am bequemsten und leichtesten hievon ausgehen. —

Ich denke mir den Zusammenhang der Dinge fürs erste, als ein Wesen, das bloß stärker ist, als ich, dem ich mich also auf alle Fälle unterwerfen muß — und da ich nun hierin einmal resignirt bin, so habe ich erst hinlängliche Ruhe und Muße, um über diesen Zusammenhang der Dinge weiter kaltblütig nachzudenken — jeder Schimmer von Zweckmäßigkeit, Ordnung, und Absicht, den ich nun erblicke, ist mir gleichsam ein angenehmer Fund, ein Gewinn, der meine Erwartung übertrift, welche auf das Schlimmste schon einmal gefaßt war.

Die Macht des Unglücks.

Macht das Glück fröhlich — so macht das Unglück weise —

Und die Weisheit macht doch am Ende, trotz dem Unglück, wieder fröhlich — sie frägt: was ist Unglück?

Armuth und Niedrigkeit?! — thörichter Wahn! — Wie kann ein Mensch arm und niedrig seyn. —

Krankheit? — Was kann mir Krankheit rauben, als einen vorbeyrauschenden Genuß? Kann sie mir wohl die Standhaftigkeit, die Geduld, womit ich Schmerzen trage, oder irgend eine andere errungene Tugend, oder einen Vorzug meines Geistes rauben, der doch weit edler, als ein vorbeyrauschender Genuß ist?

Meine

Meine Denkkraft, worin ich mich gesichert fühle, kann sie mir nicht rauben, denn diese Denkkraft bin ich selbst, — und habe sie selbst — kein anderes Wesen außer mir hat sie; sie könnte also nur einem Undinge geraubt werden — was heißt das anders, als, sie kann gar nicht geraubt werden. —

Alles was ich habe, kann ich verlieren, aber nichts, was ich bin. — Das Unglück kann seine Macht nie auf das erstrecken, was ich bin. Kann ich mich denn also nicht in jedem Augenblicke, wo es mir gefällt, in diesen Mittelpunkt meines Daseyns zurückziehen, der dem Unglücke keinen einzigen Berührungspunkt darbietet? —

Und dulden die Menschen wohl irgend eine Widerwärtigkeit, als weil sie sie dulden wollen? — weil ihnen das Spiel worin ihre Leidenschaften wechselsweise gesetzt werden, bey aller ihrer Traurigkeit, immer noch behäglicher ist, als die unerschütterliche Ruhe des Weisen, der sich zuweilen selbst gern wieder unglücklich fühlet, und freywillig Schmerz und Traurigkeit empfindet, um sich von der Weisheit gleichsam einige Augenblicke wieder zu erhohlen. —

 Das

Das Edelste in der Natur.

Was giebt es Edleres und Schöneres in der ganzen Natur, als den Geist des Menschen, auf dessen Vervollkommnung alles übrige unablässig hinarbeitet, und in welchem sich die Natur gleichsam selbst zu übertreffen strebt.

Denn die Natur, welche den menschlichen Geist gebildet hat, genügt ihm zuletzt nicht mehr — er ruft in der Schöpfung, die ihm umgiebt, eine neue Schöpfung hervor. —

Die Bäume die ihm Schatten gaben, müssen sich nun, ihres Schmucks beraubt, und in Bretter und Balken verwandelt, zu künstlichen Wohnungen für ihn zusammenfügen; sie müssen sich zu einem Sitze krümmen, oder ihre glatte Fläche vor ihm erheben, um die Speisen seinem Munde, und die Arbeit seinen Händen und seinen Augen näher zu bringen.

Mitten im Schooße der Natur steigt zwischen Bergen, Thälern und Flüssen, plötzlich eine Stadt empor mit Pallästen, Statüen, Gemählden, Tempeln, Schauspielen, Musik und Tanz. —

Durch wen entstand dieß große Zauberwerk? Die gütige Natur schuf und bildete den menschlichen Geist, und brachte das mittelbar durch ihn hervor, was sie selbst unmittelbar nicht würde hervorgebracht haben. —

Sie ließ es sich wohlgefallen, daß der Mensch ihre Wälder zu Städten nnd Dörfern, ihre Felsenbrüche zu Pallästen und Thürmen umschuf. — Denn das Größte, was er unternehmen konnte, brachte noch keine Aenderung in ihrem großen Plane hervor. —

Warum sollte sie ihm nicht vergönnen, in ihrem unermeßlichen Pallaste sein Nest zu bauen? —

Der schöpferische Geist des Menschen ahmt die große Natur im Kleinen nach; bestrebt sich, durch

durch die Kunst ihre Schönheiten im verjüngten Maßstabe darzustellen, und wähnt wohl gar, sie zu übertreffen und zu verschönern — aber die Natur sieht lächelnd seinem Spiele zu, und läßt ihn eine Weile seine kleine Schöpfung anstaunen — dann verschwemmt sie, was er schuf, in dem Strome der Zeiten, und läßt wieder neue Werke der Kunst unter fremden Himmelsstrichen emporsteigen, um sie auch dereinst wieder in Vergessenheit zu begraben. — Sie aber ist sich immer gleich und jugendlich — ihr sanfter Hauch erquickt mit jedem Frühling die Erde, ihr belebender Strahl weckt mit jedem Morgen die schlummernde Welt zu neuer Thätigkeit.

In ihrem mütterlichen Schooße erzieht sie ein Menschengeschlecht nach dem andern, und bildet unzählige Geister zu höherer Vollkommenheit, deren sterbliche Hülle sie dann wieder mit dem Staube mischt, aus dem sie unaufhörlich Wachsthum und neues Leben hervorruft.

Sollte nun die sonst so sparsame Natur mit so vielem Aufwande den menschlichen Geist gebildet

bildet haben, um Statüen, Tempel und Gemählde durch den menschlichen Geist hervor zu bringen, weil sie ihn selbst eben durch diese Ausübung seiner schaffenden Kraft vollkommener machen wollte?

Sollte alle das Gewirre in der bürgerlichen Welt keinen Zweck haben, als sich selbst — wer könnte dann diesen Knoten lösen?

Arbeitet die Natur nicht unaufhörlich auf Veredlung und Verfeinerung des gröbern Stoffes hin? — Ist Gold nicht edler als Silber und der Geist nicht edler als Gold? —

Kann die Natur etwas Erhabeneres hervorbringen, als einen Menschen, der sagen kann:

> Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht, aber schöner ein froh Gesicht, das den großen Gedanken deiner Schöpfung noch einmal denkt!

Ist es nicht die Krone ihres Werks, von einem Wesen, das sie schuf und bildete, so angeredet — so gedacht zu werden?

Wer

Wer kann sie fassen, wer kann sie lieben, als der Geist des Menschen?

O hier ist eine Goldgrube, reicher als alle Berge von Peru. — Hier bildet sich das edelste Metall von ächtem inneren Gehalte, wogegen der Glanz des feinsten Goldes schwindet.

Ob nun gleich der Mensch so oft seinen Werth verkennt, und über die Befriedigung seiner körperlichen Bedürfnisse, unter Arbeit und Sorgen, sein geistiges Wesen ganz vergißt, so leitet ihn dennoch die gütige Natur durch alle das Gewirre der Geschäfte und die Krümmungen des Lebens, unvermerkt dem großen Endzwecke näher, wozu sie ihn schuf. —

Jeder Stand, jede Beschäftigung im Leben giebt unvermerkt dem Geiste Nahrung, indem durch tausend zufällige Veranlassungen die Denkkraft der Seele geübt wird, Schlüsse, Entwürfe und Pläne zu machen, ihre Ideen zu ordnen, ein Ganzes zu übersehen, und sich die Dinge in der Welt aus dem rechten Gesichtspunkte vorzustellen.

Ohne

Ohne selbst daran zu denken, übt der Mensch stündlich und augenblicklich seine Denkkraft; und vom Könige der sein Volk beherrscht, bis zum Hirten, der seine Heerde weidet, ist von dieser immerwährenden Wohlthat der Natur niemand ausgeschlossen.

Wenn das Messer nur scharf schneidet, was liegt denn an dem Steine, worauf es gewetzt ward? —

Da nun aber der Geist des Menschen so sehr ausser sich wirkt, daß er sich oft in den Dingen die ihn umgeben verschwimmt, und anfängt, sie für höher als sich selbst und Wesen seiner Art zu halten, so ist es nöthig, daß er auf alle Weise in sich selbst und auf seinen eignen Werth zurückgeführt werde.

Ernstes Nachdenken muß hier, wie die Arzney bey einer körperlichen Krankheit, der Natur zu Hülfe kommen, und ihre Endzwecke zu befördern suchen.

Der

Der Mensch muß es wieder empfinden lernen, daß er um sein selbst willen da ist — er muß es fühlen, daß bey allen denkenden Wesen, das Ganze eben so wohl um jedes Einzelnen willen, als jedes Einzelne um des Ganzen willen da ist.

Die Natur giebt uns also selbst den besten Fingerzeig, wo wir das wahre Edle und Schöne aufsuchen und befördern sollen. — Alles was sie hervorbringt, erreicht erst dann den höchsten Gipfel seiner Vollkommenheit, wenn es sich irgend einem menschlichen Geiste darstellt, der im Stande ist, diese Vollkommenheit zu begreifen.

Wir haben also nun einen festen Gesichtspunkt, auf welchen wir alles beziehen können — es kömmt nur in so fern auf die Veredlung und Verfeinerung der schönen Kunstwerke an, als der menschliche Geist durch die Betrachtung dieser Kunstwerke veredelt und verfeinert werden kann.

Alle Wissenschaften und Künste, die seit Jahrtausenden erfunden sind, müssen sich in diesen Punkt vereinigen. —

Und es ist wohl einmahl Zeit, daß der Mensch, das hin und herzerstreute, bisher so oft vernachlässigte, und gemißbrauchte, in diesem einzigen erhabenen Gesichtspunkte zusammen fasse, und es darnach schätzen lernte.

Es muß nothwendig ein gemeinschaftlicher Faden, durch alle das Mannichfaltige, was in den Köpfen von Millionen Menschen zerstreut ist, durchlaufen, um es zu einem gewissen festen Endzwecke zusammen zu knüpfen, und es nach seinem verhältnißmäßig größern oder geringern Einfluß auf die allgemeine Bildung des menschlichen Geistes zu ordnen.

Der einzelne Mensch muß schlechterdings niemals als ein bloß nützliches sondern zugleich als ein edles Wesen betrachtet werden, das seinen eigenthümlichen Werth in sich selber hat, wenn auch das ganze Gebäude der Staatsverfassung, wovon er ein Theil ist, um ihn her wegfiele.

Der Staat kann eine Weile seine Arme, seine Hände brauchen, daß sie wie ein unter

geordnetes Rad in die Maschine eingreifen — aber der Geist des Menschen kann durch nichts untergeordnet werden, er ist ein in sich selbst vollendetes Ganze.

Baumstämme mögen sich behauen und beschneiden lassen, um zu dem Ganzen eines Gebäudes in einander gefugt zu werden. — Der Mensch soll keinen Gran von den Vorzügen seines Wesens verlieren, um in irgend ein Ganzes, daß außer ihm ist, gepaßt zu werden, da er selbst für sich das edelste Ganze ausmacht.

Daß ich denke und den Werth meines Daseyns fühle, will ich nicht dem Zufall danken, der mir gerade unter dem Theile des Menschengeschlechts einen Platz anwieß, der sich den gesitteten Theil nennt — ich stelle mich auf die unterste Stufe, worauf mich der Zufall versetzen konnte, und gebe keinen von meinen Ansprüchen auf die Rechte der Menschheit auf. Ich fodre so viel Freiheit und Muße, als nöthig ist, über mich selbst, über meine Bestimmung, und meinen Werth als Mensch zu denken.

Eins der größten Uebel, woran das Menschengeschlecht krank liegt, ist die schädliche Absonderung desselben, wodurch es in zwey Theile zerfällt, von welchem man den einen, der sich erstaunliche Vorzüge vor dem andern anmaßt, den gesitteten Theil nennt.

Dieser Theil scheint sich für den Zweck der Schöpfung, und alle übrige Menschen für untergeordnete Wesen zu halten, die deswegen im Schweiß ihres Angesichts die Erde bauen, damit es Rechtsgelehrte, Staatsmänner, Priester, Künstler, Dichter und Geschichtschreiber geben könne, von deren geistigen Beschäftigungen, und verfeinerten Vergnügungen, jene Bebauer des Feldes nicht einmal die Nahmen wissen.

Aber auch selbst in den gesitteten Ständen betrachtet immer ein Theil dem andern mehr als bloß brauchbare und nützliche Wesen — so denkt man sich immer einen Theil von Menschen, als ob er bloß um des andern Willen da wäre — dies geht ins unendliche fort, und

warum denn nun zuletzt alle da sind, bleibt unausgemacht. —

Diese falsche Vorstellungsart hat fast in alle menschlichen Dinge ein schiefe Richtung gebracht. — Die herrschende Idee des nützlichen hat nach und nach das Edle und Schöne verdrängt — man betrachtet selbst die große erhabne Natur nur noch mit kameralistischen Augen, und findet ihren Anblick nur interessant, in so fern man den Ertrag ihrer Produkte überrechnet. —

Bey der Einrichtung der Stände und Gewerbe, ist nicht die Frage, in wie fern dieser Stand oder dieß Gewerbe auf die Menschen, die es treiben zurück wirkt, den Körper und den Geist schwächt oder gesund erhält, und die Endzwecke der Natur zur Bildung des menschlichen Geistes hintertreiben oder befördern hilft, sondern man scheint immer einen Theil der Menschen als ein bloßes Werkzeug in der Hand eines andern zu betrachten, der wieder in der Hand eines andern ein solches Werkzeug ist, und so fort. —

Da

Da z. B. eine Zeitlang das Erziehungsgeschäft zum herrschenden Gedanken in unsern Köpfen geworden war, so war die Welt, welche erst erzogen werden sollte, das einzige, worauf man sein Augenmerk richtete — die erziehende Welt, welche doch auch nun einmal da war, wurde in Ansehung ihrer eignen Bildung und Veredlung wenig oder gar nicht in Erwägung gezogen. — Da es doch ganz unmöglich ist, daß ein Theil von Menschen den andern veredlen kann, wenn er nicht selber erst veredelt worden ist.

Bei den Methoden die man vorschrieb, nahm man nur auf den Zögling, nicht auf den Erzieher Rücksicht. — Es blieb dem Zufall überlassen, ob die Methode so eingerichtet war, daß zugleich der Geist des Erziehers, indem er sie auf seinen Zögling anwandte, dadurch zu Fortschritten in der Vollkommenheit veranlaßt wurde oder nicht.

Man erwog nicht daß bei dem Erziehungs-Geschäft die Bildung des Erziehers durch dassel-

be eben sowohl Zweck ist, als die Bildung des Zöglings, und daß die letztere ohne die erstere gar nicht erreicht werden kann.

Soll ein Lehrer sich z. B. zu den geringen Fähigkeiten seiner Schüler herablassen, so muß ihm nothwendig zugleich ein Weg vorgezeichnet werden, wie er selbst aus dieser Herablassung für die Bildung seines eigenen Geistes Vortheil ziehen, und durch dieselbe z. B. seine Ideen mehr verdeutlichen, seine Denkkraft zu neuer Anstrengung vorbereiten könne, u. s. w.

Welch eine andre Gestalt würden alle menschlichen Dinge gewinnen, wenn man auf die Weise bei allen Einrichtungen, die gemacht werden, jeden einzelnen Menschen immer zugleich als Zweck und Mittel, und nicht bloß als ein nützliches Thier, betrachtete.

Daß nun jeder einzelne Mensch, wenn er seinen Antheil von Kräften zur Erhaltung des Ganzen aufgewandt hat, sich auch als den Zweck dieses Ganzen betrachten lerne, und

auch von jedem andern so betrachtet werde — darinn besteht eigentlich die wahre Aufklärung, welche nothwendig allgemein verbreitet seyn muß, wenn sie nicht als bloße Täuschung und Blendwerk betrachtet werden soll.

Hier steht nun wieder jene schädliche Absonderung zwischen dem sogenannten gesitteten Theile der Menschen, und dem welcher nicht so heißt, im Wege.

Und überhaupt hat man bei den menschlichen Einrichtungen größtentheils schon im Zuschnitte des rechten Zwecks verfehlt. — Da sie aber nun einmal da sind, so muß man sich freilich den bittern Trank, so gut wie möglich, zu versüßen streben.

Das kann man aber durch den tröstenden Gedanken, daß es keinen Stand in der Welt giebt, der dem Menschen die Macht rauben könnte, die wahren Vorzüge seines Geistes zu empfinden, über die Verhältnisse der Dinge und ihren Zusammenhang Betrachtungen anzu-

stellen, und sich mit einen einzigen Schwunge seiner Denkkraft über alles das hinwegzusetzen, was ihn hienieden einengt, quält und drückt. —

Die Signatur des Schönen.

Als Philomele ihrer Zunge beraubt war, webte sie die Geschichte ihrer Leiden in ein Gewand, und schickte es ihrer Schwester, welche es auseinanderhüllend, mit furchtbarem Stillschweigen die gräßliche Erzählung laß.

Die stummen Charaktere sprachen lauter, als Töne, die das Ohr erschüttern; weil schon ihr bloßes Daseyn von dem schändlichen Frevel zeugte, der sie veranlaßt hatte.

Die Beschreibung war hier mit dem Beschriebenen eins geworden — die abgelößte Zunge sprach durch das redende Gewebe.

Jeder mühsam eingewürkte Zug schrie laut um Rache, und machte bei der mitbeleidigten Schwester das mütterliche Herz zum Stein. Keine rührende Schilderung aus dem Munde ir-

gend eines Lebendigen, konnte so, wie dieser stumme Zeuge, würken.

Denn nichts lag ja dem Unglück der weinenden Unschuld näher, und war so innig damit verwandt, als eben dieß mühsame Werk ihrer Hände, wodurch sie allein ihr Daseyn kund thun, nud ihre Leiden offenbaren konnte.

Eben darum konnte es seiner schrecklichen Wirkung nicht verfehlen. —

So war dem unglücklichen Weibe des Kollatinus nichts näher als ihr Gatte und ihr Vater selbst welche durch die bloße Erzählung ihres beweinenswerthen Schicksals ein ganzes unterdrücktes Volk gegen die Macht der Tyrannei empörten, und die erloschne Freiheitsliebe in aller Busen wieder weckten. Mit seiner eignen unschuldigen Tochter Blut bespritzt, durfte Virginius nur den Mund eröfnen, um alles zur lebhaftesten Theilnehmung an seiner Erzählung hinzureißen — nur durch die einfachste Beschreibung der jammervollen Scene, konnte

er dasselbe Volk noch einmahl bewegen, das Joch der Knechtschaft von sich abzuschütteln.

Eben das nahe Band, welches den überlebenden Gatten und Vater an jenes Schlachtopfer der willkürlichen Herrschaft knüpfte, machte daß die Erzählung zugleich mit der erzählten Sache, auf die Gemüther würkte, und bis ins innerste sie erschütterte.

Denn aus den theuren Ueberlebenden flehte der Mund der Todten selbst die menschliche Natur um Mitleid an.

Aber wer kann dem Vater, wer dem Gatten nacherzählen? — Wer so rührend Philomelens Unglück schildern, als das Tuch worin sie selbst es würkte.

Daß sie es in dieß Tuch würkte, macht ja selbst den rührendsten Zug in der Schilderung ihrer Leiden aus.

Und die Beschreibung durch Worte muß sich hier begnügen, daß blos anzudeuten, was

durch

durch sein Daseyn selber mehr als Worte, sagt. Wer den Schmerz des Virginius würdig beschreiben wolte, müßte entweder, wie der Schauspieler, streben, auf eine Zeitlang durch ein künstliches Vergessen seiner selbst, und durch das darstellende Mitgefühl fremder Leiden so viel wie möglich, selbst wieder dieser Virginius zu seyn. Oder er müßte, wie der bildende Künstler, einem der fliehenden Momente Dauer geben, welcher deswegen am stärksten die Seele erschütterte, weil in allem, was in ihm auf einmal sich dem Auge darstellt, immer eines durch das andere, so wie das Ganze durch sich selber, redend und bedeutend wird.

Der Geschichtsschreiber hebt, durch die einfache Erzählung des Vorhergehenden und Nachfolgenden einen solchen Moment heraus; durch die simple Erwähnung der Umstände, welche die Begebenheit veranlaßten; durch die Beschreibung des Eindrucks, welchen der Anblick dieser Scene auf die Gemüther machte, und der wichtigen Folgen, welche dieser Eindruck nach sich zog.

Durch die Hand des bildenden Künstlers dargestellt, kann Progne, von dem aufgerollten Gewebe ihrer Schwester, auf den neben ihr stehenden schmeichelnden Knaben, einen Blick werfen, der den gräßlichen Vorsatz ihrer Seele schon in dem ersten Augenblick seiner Geburt enthüllt.

Das Vorhergehende und Nachfolgende dieses Moments, in so fern es noch durch Worte bezeichnet werden kann, bestimmt für die Imagination des bildenden Künstlers den Ausdruck, der nun über allen fernern Ausdurck durch Worte erhaben ist, welche eben da aufhören müssen, wo das ächte Kunstwerk anfängt. Denn darinn besteht ja eben das Wesen des Schönen, daß ein Theil immer durch den andern und das Ganze durch sich selber, redend und bedeutend wird — daß es sich selbst erklärt — sich durch sich selbst beschreibt — und also außer dem bloß andeutenden Fingerzeige auf den Inhalt, keiner weitern Erklärung und Beschreibung mehr bedarf.

Sobald ein schönes Kunstwerk, ausser diesem Fingerzeige, noch einer besondern Erklärung

be-

bedürfte, wäre es ja eben deswegen schon unvollkommen: denn das erste Erforderniß des Schönen ist ja eben seine Klarheit, wodurch es sich dem Auge entfaltet.

Das in die Hülle der Existenz, gleich dem Electrischen Funken, verborgne Schöne findet allenthalben statt, und dient der häßlichsten Oberfläche sehr oft zur Unterlage — wo also die Kunst es auf der Oberfläche darstellen will, muß sie es auch nothwendig ganz entwickeln, und es gleichsam aus sich selbst enthüllen.

Wo dann das ächte Schöne sich uns entfaltet, da ist es durch sich selbst die vollkommenste Erklärung der Vollkommenheit, die im Innern der Natur verborgen, unter tausend Gestalten lauscht, und mehr oder weniger sich unserm Blick entzieht.

Es ist eine deutliche Beschreibung dessen, was unserer Sterblichkeit nur dunkel ahndet. —

Das Licht, worinn sich uns das Schöne zeigt, kömmt nicht von uns, sondern fließt von

dem

dem Schönen selber aus und verscheucht auf eine Weile die Dämmerung um uns her. —

Darum fühlen wir beym Anblick des Schönen unser Herz und unsern Verstand erweitert, weil uns etwas von demjenigen sichtbar und fühlbar zu werden scheint, was immer unsern forschenden Gedanken sich entzieht, welche durch die schwachen Laute der Sprache nur mühsam ihren Kreislauf beschreiben, und immer da in sich selbst wieder zurück fallen, wo sie ihren höchsten Gegenstand zu erreichen hofften. —

Jemehr wir nehmlich, überhaupt beym Anblick der Natur, die Ursach in ihrer Wirkung, das innere Wesen der Dinge in ihren äußren Formen und Gestalten lesen, um desto befriedigter fühlen wir uns, und um desto vollkommner scheint uns das zu seyn, was durch seine äußere Form zugleich sein inneres Wesen uns enthüllt.

Eben darum rührt uns die Schönheit der menschlichen Gestalt am meisten, weil sie die in-

inwohnende Vollkommenheit der Natur am deutlichsten durch ihre zarte Oberfläche schimmern und uns, wie in einem hellen Spiegel, auf den Grund, unseres eigenen Wesens, durch sich schauen läßt.

Die Nacktheit selber, welche jeden Mangel aufdeckt, und jedes andere Thier entstellet, ist bei dem Menschen das höchste Siegel der Vollendung seiner Schönheit, die allein ihrer Blöße sich nicht schämen darf, sondern, wie die Wahrheit keinen andern Schmuck als sich selber kennt. Denn die Nacktheit selbst entsteht ja aus der vollkommensten Bestimmtheit aller Theile, wodurch alles zufällige von der vollendeten Bildung ausgeschloßen wird, und nur das wesentliche auf der Oberfläche erscheint.

Sobald die Bildung nicht in allen Theilen so vollkommen bestimmt und vollendet ist, daß sie das innre Wesen des Gebildeten allenthalben auf seiner Oberfläche durchschimmern läßt, findet auch bei der Entblößung keine eigentliche Nacktheit statt.

Denn die letzte ins Auge fallende Oberfläche ist alsdann immer selbst schon wieder eine Art von Bekleidung, die das innere Wesen uns verdeckt — eben weil alsdann die Bildung nicht vollkommen bestimmt und in sich selbst vollendet ist, sondern durch den Auswuchs von Schuppen, Haar, und Federn, gleichsam über sich hinausgeht — und eben dadurch immer mehr an Schönheit und Bedeutsamkeit verliert, bis sie zuletzt in dem unbestimmtesten Wachsthum der Pflanze die harte Rinde um sich herzieht, die den Schatz von Vollkommenheit, den sie umschließt, am neidischten unserm Blick entzieht. So wie sich nehmlich mit der zunehmenden Bestimmtheit alles Ungebildete dem Gebildeten nähert; so nähert sich auch, mit der zunehmenden Zufälligkeit, das Gebildete immer mehr dem Ungebildeten.

Denn der Begriff des Unorganisirten ist mit dem Begriff des Zufälligen unzertrennlich verknüpft. —

Der Tropfen fällt dem Tropfen, der Staub dem Staube, zu — aber das Gebildete fällt nicht zu sich selber, sondern ist nur insofern gebildet, als es durch die Bestimmtheit seiner Form, sich aus seiner nächsten Umgebung sondert, und das Zufällige von sich ausschließt.

Das Unorganisierte hingegen, welches dem Unorganisierten zufällt, wird ungehindert mit ihm eins, und zieht es mit sich zu Boden.

Der Regen strömt in Tropfen, in Flocken fällt der Schnee herab, die zueinanderfallend in eine Masse sich verlieren.

Die Zufälligkeit seiner Bildung drückt den harten Stein zur Erde nieder, und die Bestimmtheit ihrer Form treibt die Pflanze aus dem Schooß der Erde empor.

Mit dem ersten Anfange der Bestimmtheit, und mit der schwächsten Ausschließung des Zufälligen, tritt der Wachsthum in die zarte Pflanze, wodurch sie in Blättern und Zweigen

sich selbst verjüngt, und ihre erste einfachste Organisation so oft wiederholt, als ihr Wachsthum dauert.

Mit der völligen Bestimmtheit der Bildung, und Ausschließung alles Zufälligen, durch das nothwendige Beysammenseyn zweier symmetrischen Hälften, tritt die Bewegung in den Embryo, der sich den Feßeln seiner nächsten Umgebung entwindet, eben weil er durch die Ausschließung alles zur Erde drückenden Zufälligen, seinen eigenen Schwerpunkt und die Achse seines Umdrehens in sich selber hat.

Und mit der allervollkommensten Bestimmtheit in der Gestalt des Menschen, die bis auf die feinsten Züge sich erstrecket, tritt endlich in dem beweglichsten Theile des Organs, die redende Stimme selbst ein, welche als das Resultat der vollkommensten Bestimmtheit nun alles übrige selbst wieder in der Natur bestimmt, und durch das Wort ihm seine Grenzen vorschreibt. —

Jemehr auf die Weise aus der harten, umgebenden Hülle das Zarte, Bewegliche sich entwickelt, um desto redender und bedeutender wird es durch sich selber — bis dahin, wo die allerzarteste Beweglichkeit, in dem eigentlichen Werkzeuge der Sprache, selbst zur Sprache wird.

Denn da wo Mund und Wange lächeln, muß auch die Zunge verständlich reden. —

Eintönig rauschen die Blätter des Baumes vom Winde hin und her bewegt. —

Die Nachtigall singt auf seinen Zweigen ihr mannichfaltiges Lied —

Indes der junge Schäfer an seinen Stamm gelehnt, den Nahmen der Geliebten mit Entzückung ausspricht, oder mit scharfer Spitze der wachsenden Rinde ihn einverleibt. —

Dieser unabänderliche Nahme belebt alle übrigen Laute seines Mundes, welche mit den ab-

wech-

wechselnden Bewegungen seiner Seele gleichen Schritt halten, und mit der schwellenden Empfindung seines Busens steigen und fallen.

Und ist es nicht derselbe Hauch der Luft, welcher in den Blättern des Baumes rauscht, in der Kehle der Nachtigall zu schmelzenden Tönen, und auf der redenden Lippe des Menschen zum verständlichen Laut sich bildet? —

So ist nun bei dem bloß Wachsenden nichts als seine Bildung, bei dem Lebenden und Athmenden Bildung und Bewegung, bei dem Lebenden und Denkenden aber Bildung, Bewegung, und Laut bestimmt — wodurch das Ganze in Harmonie sich auflößt — das Umfaßende sich wieder selbst umfaßend, mit leisem Tritt auf seiner Umgrenzung wandelt, — und mit dem aufmerksamen Ohre, von der äußersten Zungenspitze, seines Wesens Wiederhall vernimmt. —

Hier ist es also, wo Bildung und Laut sich scheiden. — Durch das redende Organ be-

 schreibt

schreibt die menschliche Gestalt sich selber in allen Aeußrungen ihres Wesens — da aber, wo das wesentliche Schöne selbst aaf ihrer Oberfläche sich entfaltet, verstummt die Zunge, und macht der weisern Hand des bildenden Künstlers Platz.

Denn da, wo das denkende Gebildete in den äußersten Fingerspitzen sich in sich selbst vollendet, vermag es erst, das Schöne unmittelbar wieder außer sich darzustellen. — Indes die Zunge durch eine bestimmte Folge von Lauten jedesmal harmonisch sich hindurch bewegend nur mittelbar das Schöne umfaßen kann, in so fern nehmlich die mit jedem Worte erweckten, und nie ganz wieder verlöschenden Bilder, zuletzt eine Spur auf dem Grunde der Einbildungskraft zurück laßen, die mit ihrem vollendeten Umriß daßelbe Schöne beschreibt, welches von der Hand des Künstlers dargestelt, auf einmal vors Auge tritt.

Worte können daher das Schöne nicht eher beschreiben, als bis sie in der bleibenden Spur,

die

die ihr vorübergehender Hauch auf dem Grunde der Einbildungskraft zurückläßt, selbst wieder zum Schönen werden.

Dieß können sie aber nicht eher werden, als auf dem Punkte, wo die Wahrheit der Dichtung Platz macht, und die Beschreibung mit dem Beschriebenen eins wird, weil sie nicht mehr um des Beschriebenen willen da ist, sondern ihren Endzweck in sich selber hat; und also auch nicht ferner dazu dienen kann, uns eine Sache kenntlich zu machen, die wir noch nicht kennen, indem unsre ganze Aufmerksamkeit mehr auf die Beschreibung selbst, als auf die beschriebne Sache gezogen wird, die wir durch die Beschreibung nicht so wohl kennen lernen, als vielmehr sie in ihr wieder erkennen sollen.

Denn es ist offenbar, daß wir uns bei der Dichtung die Sachen um der Beschreibung willen, bei der Geschichte hingegen die Beschreibung um der Sache willen, jedesmal wieder denken.

Bei der Beschreibung des Schönen durch Worte, müssen also die Worte, mit der Spur, die sie in der Einbildungskraft zurück laßen zusammen genommen, selbst das Schöne seyn.

Und so müßen nun auch bei der Beschreibung des Schönen durch Linien, diese Linien selbst zusammen genommen das Schöne seyn, welches nie anders als durch sich selbst bezeichnet werden kann, weil es eben da erst seinen Anfang nimmt, wo die Sache mit ihrer Bezeichnung eins wird.

Die ächten Werke der Dichtkunst sind daher auch die einzige wahre Beschreibung durch Worte von dem Schönen in den Werken der bildenden Künste, welches immer nur mittelbar, durch Worte beschrieben werden kann, die oft erst einen sehr weiten Umweg nehmen und manchmal eine Welt von Verhältnißen in sich begreiffen müßen, ehe sie auf dem Grunde unsres Wesens dasselbe Bild vollenden können, das von außen auf einmal vor unserm Auge steht.

Man könnte in diesem Sinne sagen: das vollkommenste Gedicht sey, seinem Urheber unbe-

bewußt, zugleich die vollkommenste Beschreibung des höchsten Meisterstücks der bildenden Kunst, so wie dieß wiederum die Verkörperung oder verwirklichte Darstellung des Meisterwerks der Phantasie; — wenn wir nur einen Augenblick auf den Grund unsers Wesens schauen, und dort die Spur uns erklären könnten, welche nach Lesung des Homer dieselbe Empfindung des Schönen in uns zurückläßt, die der Anblick des höchsten Kunstwerks unmittelbar in uns erweckt.

So viel fällt demohngeachtet deutlich in die Augen, daß die zurückgelaßene Spur von irgend einer Sache, von dieser Sache selbst so unendlich verschieden seyn könne; daß es zuletzt fast unmöglich wird, die Verwandschaft der Spur mit der Gestalt des Dinges, wodurch sie eingedrückt ward, noch ferner zu errathen. — So wie denn jede sich fortbewegende Spitze einerley Spur zurückläßt, die übrige Gestalt des Dinges, woran sie befindlich ist, mag auch beschaffen seyn wie sie wolle.

Das Allerverschiedenste kann daher immer in der letzten Spur, die es von sich zurückläßt, sich wieder gleich werden; wie denn alles was da ist; sich auf dem Punkte gleich wird, wo seine äußersten Spitzen in unserm Denken zusammentreffen, und dort eine gemeinschaftliche Spur von sich zurücklaßen, die mit nichts außer sich mehr Aehnlichkeit hat, und eben daher von allem was da ist, ohne Hinderung sagen kann: es ist.

Auf die Weise kann nun auch auf dem Grunde der Einbildungskraft, da, wo die in ihr erweckten Bilder ihre letzte, leiseste Spur zurücklaßen, durch das Zusammentreffen aller dieser Spuren etwas von allen den einzelnen Bildern ganz Verschiednes entstehen, das blos die reinsten Verhältniße in sich faßt, nach welchen das ganz von einander Verschiedne sich um und zu einander bewegt.

Nun giebt es aber in der ganzen Natur keine so sanften und reinen Bewegungen von Linien um und zu einander, als in der Bil-

dung des Auges selbst, in dessen umschatteter Wölbung Himmel und Erde ruht, während daß es das Allerverschiedenste in seinen reinsten Verhältnissen in sich faßt. —

Daher kömmt nichts unter allen Sichtbaren dem Sehenden selbst an Schönheit gleich, und die sanfte Spur des Sehenden in seine ganze Umgebung verhältnißmäßig eingedrückt, ist von allem Sichtbaren allein vermögend, uns unmittelbar Liebe und Zärtlichkeit einzuflößen.

Nun gründet sich aber der Genuß des Schönen stets auf Liebe und Zärtlichkeit, in so fern es uns jedesmal auf eine Weile aus uns selber zieht, und macht, daß wir über seinem Anschaun uns selbst vergessen. —

Da nun unter allem Sichtbaren nichts fähig ist, uns unmittelbar Liebe und Zärtlichkeit einzuflößen, als die reinsten Verhältnisse in der vollendeten Gestalt des Sehenden, so scheinet es, als müßten wir jedesmal diese Verhältniße auf eine oder die andere Weise, in

uns oder außer uns wieder erkennen, so oft wir dem Schönen zu huldigen uns gedrungen fühlen.

Und wo könnten auch wohl die unzähligen Wiedersprüche, die wir im Kleinen und im Großen wahrnehmen; der Druck der Ungleichheit, die Entzweiung des Gleichen; der Raub des Eingreifenden; der Neid des Ausschließenden; die Verdrängung des Mächtigen; die Rachsucht des Verdrängten; die Empörung des Niedrigen; der Fall des Erhabnen; und alle die gegen einander streitenden Kräfte sich endlich in eine sanftere Harmonie verlieren, als in den reinsten Verhältnissen der Bildung, welche zuletzt alle diese Wiedersprüche in sich selber auflößt nnd vereinigt? —

In welcher der Druck des Ungleichen seine Tyrannei; die Entzweiung des Gleichen ihre abneigende Feindschafft; der Raub des Eingreifenden seine zerstörende Gewaltsamkeit; der Neid des Ausschließenden, die Verdrängung des Mächtigen ihre Ungerechtigkeit; die Rachsucht

des

des Verdrängten ihre Unversöhnlichkeit, die Empörung des Niedrigen ihren Haß, und der Fall des Erhabnen seine Schmach verliert. —

Wo das Auge, durch die höchste und tiefste seiner Spuren, Stirn und Wange scheidend, den denkenden Ernst vom jugendlichen, lächelnden Leichtsinn sondert; indem es in dunkler Umschattung hinter dem Schimmer der Morgenröthe hervor tritt, und durch die Wölbung von oben seinen Glanz verdeckt; während daß die Scheidung des Gewölbten über ihm in den einander entgegen kommenden Augenbraunen sich sanft zu einander neigend, die Wiedervermählung des Getrennten in jedem untergeordneten Zuge vorbereitet, und der ganzen sich herabsenkenden Umgebung, bis zu den Spitzen der Zehen, die immerwährende Spur von Scheidung und von Wölbung eindrückt.

So sinkt die erhabene Wölbung der Stirn, gerade da, wo sie durch das Emporragende zwischen Auge und Wangen sich am merklichsten fortpflanzt, auf einmal, unbeschadet ihrer Ho-

heit

heit, bis zu dem leisesten verlohrensten Zuge des Mundes herab, dessen sanftgebogener Rand wiederum auf der stützenden Wölbung des Kinnes ruht, das durch sich selbst emporgetragen, und in sich ruhend, seinen eignen Umriß um sich selber zieht. —

In dieser sanften Hinabsenkung des Gewölbten wird endlich der trennende Zwiespalt, selber doppelt und vierfach schön, weil nur durch ihn die völlige Entfaltung des eingewickelten nach einem bestimmten Maße sich vollenden kann. —

Nach welchem Maße das Auseinandertretende dem sich Entgegenneigenden, das Abspringende dem sich Einfügenden, das sich Entfernende dem sich Annähernden, nichts an Schönheit nachgiebt, aus keinem andern Grunde, als weil das Abweichende mit dem sich Entgegenkommenden, die Entfernung mit der Annäherung einerlei nothwendigen Ursprung hat.

Die-

Dieser Ursprung ist es, welcher durch keinen bestimmten Laut dem Ohre vernehmbar wird: er bezeichnet sich aber durch die sichtbare Auflösung des Widerspruchs in der sanftesten Trennung des Zusammengefügten, und der innigsten Zusammenfügung des Getrennten.

Das menschliche Elend.

Die wichtigsten Sachen, welche die ganze Menschheit betreffen, kommen manchmahl erst sehr spät zur Sprache, so wie es in großen Rathsversammlungen zu geschehen pflegt, wo die Aufmerksamkeit auch nicht immer gerade zuerst auf das fällt, worauf sie zu erst fallen sollte; sondern der Zufall scheint die Gedanken der Menschen eben so im Großen, wie im Kleinen zu lenken: sonst müßten alle Dinge in der Welt schon eine ganz andre Gestalt gewonnen haben —

Aber so fängt man erst spät an, nach dem man schon sehr lange Conchylien, Schmetterlinge, und allerlei Gewürme klassifizirt hat, auch das menschliche Elend in Klassen zu ordnen, damit es etwa einer oder mehrere Menschen, die einen Staat zu beherrschen haben, mit einem Blick, wie auf einer Landkarte, über=

übersehen, und eins nach dem andern, so wie die Noth am dringendsten wäre, abhelfen könnten —

Indem man allerlei hierüber nachsinnt, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, wie leicht allem menschlichen Elende abgeholfen werden könnte, wenn in irgend einem günstigen Augenblicke aller Menschen Herzen, wie durch ein Wunder, plötzlich erweicht, und nur auf einen einzigen Tag lang von Selbstsucht und Eigennuz gänzlich befreit werden könnten.

Was für erstaunliche Veränderungen würde dieser einzige Tag in der Welt bewirken? — Scepter würden sich beugen, Kronen würden niedergelegt, Waffen zerbrochen, Werkzeuge der Zerstörung in die Tiefen des Meeres gesenkt, Thränen getroknet, Wunden geheilet, Seufzer gestillt werden! — Alles wieder ins Geleis kommen, was aus seiner Bahn gewichen war. — Das Krumme wieder gerade, das Höckerichte eben werden. —

Aber nun wäre auch auf einmal den menschlichen Bestrebungen ihr Stachel, dem allgemeinen Wettlauf der Sporn genommen — das lebendige Spiel der Leidenschaften gegeneinander hörte auf. — Um dieß große Spiel nun wieder in Bewegung zu bringen, müßte doch am Ende jener Stachel des Thätigkeitstriebs den Menschen wieder gegeben werden. —

Am andern Tage würde alles von neuen seinen Gang gehen. —

Die gesenkten Scepter würden sich allmälig wieder erheben, nieder gelegte Kronen würden wieder aufgesetzt, die zerbrochenen Waffen wieder zusammen geschmiedet, die Werkzeuge der Zerstörung aus dem tiefsten Abgrnnde wieder herauf gewunden, und alles bald wieder in seinem vorigen Zustande hergestellt seyn —

Muß Eigennutz und Selbstsucht nothwendig in der Welt seyn — wie soll denn je die allgemeine Quelle des menschlichen Elendes verstopft werden? — So lange es Unterdrücker giebt,

muß

muß es auch Unterdrückte geben. — Die menschlichen Kräfte wollen freien Spielraum haben, hat nun die Kraft eines einzigen unter tausenden einen zu großen Spielraum, so sind tausende nicht so glücklich, wie sie es seyn könnten —

Alles Elend der Menschen entsteht aus in sich selbst zurückgedrängten ungenutzten Kräften, die das Laster und die Thorheit erwecken. — So wie Kinder nur dann auf Unarten und Thorheiten gerathen, wenn sie unbeschäftigt sind. — Die Selbstthätigkeit der Menschen anzufeuern ist daher die erste Grundregel einer guten bürgerlichen Einrichtung —

Der Künstler ist nicht elend, welcher Tag und Nacht mit unermüdetem Eifer an der Vollendung seines Werks arbeitet. —

— „Du wägst das menschliche Elend auf trüg„lichen Schalen, scheint eine geheime Stimme „in mir zu sagen — im Ganzen genommen ist „das Elend nirgends, als in dem Kopfe dessen

„der ein Belieben daran findet, es zusammen „zu fassen — was einmal einzeln ist, bleibt „ewig einzeln — du kannst jedesmal nur das „Elend eines einzelnen Menschen, und nie das „Elend aller Menschen zusammen genommen „auf die Wage legen. —

„Da nun das Elend so vereinzelt wird, so „fällt schon seine eingebildete Schwere weg, „die fast ganz verschwindet, wenn du die Ver„einzelung desselben durch die Zeit erwägst; daß „es nur eigentlich der gegenwärtige Augenblick „ist, worin der einzelne Mensch es wirklich „trägt; daß es gar keine eigentliche Summe „des Elendes selbst bei dem einzelnen Men„schen giebt, eben weil sein wirkliches Daseyn „auf den Moment begrenzt, und alles übrige „bei ihm nur Erinnerung an die Vergangen„heit oder Furcht vor der Zukunft ist — und „daß ein jeder dieser Momente dieß kurze nnd „nichtige Leben seinem Ende näher bringt. —

„Das Elend des einen ist dem Blick des „andern durch Meere, durch weite Strecken

Lan=

„Landes wo niemand wohnet, und an den be„wohnten Orten selbst durch die Wände und „Mauern entzogen, welche die Seufzer und „Thränen der Menschen in sich schließen —

„Kurz die grosse Masse des menschlichen „Elendes, wird bei genauer Zergliederung des „Begriffes, so winzig klein, wie die Menschen „selber und ihr ganzes irrdisches Daseyn — „es verschwindet in Traum und Blendwerk, „wie des Menschen Leben. —

„Denen die es tragen, ist es lange nicht „so wichtig, als denen die es betrachten und „schildern — und wem es wichtig scheint, der „findet schon wieder in dieser Wichtigkeit eine „Art von Trost. —

„Die Menschen würden es dir wenig dan„ken, wenn du ihnen ihr selbst gewähltes „Elend rauben wolltest. —

„Daß sie Sclaven sind, dadurch glauben „sie sich der Mühe des Denkens überhoben —

„Daß sie unglücklich, verlassen oder verfolgt „sind, macht ihnen ein gewisses behägliches „Gefühl von Mitleid mit sich selber. —

„Es giebt wirklich kein Elend auf Erden „welches nicht seinen geheimen Trost und Er„satz für den Elenden mit sich führt, nur „ihm allein, und keinem der umstehenden „fühlbar oder merkbar wird — darum trage „deine eigne Bürde durch dieß Leben, so gut „du kannst! — Was hilft es dir, dich zum „Mittelpunkte zu machen, welcher das vereinig„te menschliche Elend zusammenfaßt?

„Du siehst doch nur die Aussenseite — oder „hast du mit dir selbst nicht genug zu thun? „Drum wandle still und ruhig den kurzen Le„benspfad und denke:

„Man wants but little here below
„Nor wants that little long —

Gegen diese Stimme, welche das Resultat von Schwäche und Niedergeschlagenheit des Geistes ist, fühle ich die bessre Natur, und

ei=

einen edlen Thätigkeitstrieb in mir, sich wider auflehnen —

Ehe ich selbst vollkommen ruhig und zufrieden seyn kann, muß ich erst mit allen den Wesen, die ausser mir eben so wie ich denken und empfinden, gewissermassen in Richtigkeit seyn.

Ich fühle einen Hang in mir, zu wissen, wie es um sie steht, welcher so gar das Interesse meines eignen Daseyns bei mir überwiegt.

Ich fühle, das es mir unerträglich seyn würde, in einer Welt zu leben, worin irgend ein denkendes und empfindendes Wesen wirklich und nothwendig unglücklich wäre. —

Denn ich kann der Neigung nicht wiederstehen, mich an die Stelle desselben zu setzen, an welche mich der Zufall der Geburt hätte setzen können, dem ich nicht zu gebieten vermochte.

Ehe ich daher in der Betrachtung des menschlichen Elends einen Schritt weiter gehe,

suche ich erst festen Fuß zu fassen, indem ich mir den tröstenden durch Erfahrung geprüften Gedanken denke, daß es in der Macht des Menschen steht, sich der Nothwendigkeit freiwillig zu unterwerfen —

Daß sein eigentliches denkendes Ich dem Unglück keinen einzigen Berührungspunkt darbietet, daß dieses nur mit seiner Umgebung spiele, aber ihn selbst nicht erschüttern könne; daß es in jeden Augenblick seines Daseyns in seiner Macht steht, sich in sich selbst zurück zu ziehen, und alles was ihn umgiebt, freiwillig dem Zufall Preis zu geben —

Nachdem ich dieß voraus gesetzt habe, kann ich erst mit unbefangenem Muthe über das menschliche Elend nachdenken und Betrachtungen anstellen.

Aus dieser sichern Veste, die ich um mich hergezogen habe, biete ich dem Zufall Trotz, der mich als den unglücklichsten auf Erden konnte gebohren werden lassen — und nun

fühle

fühle ich mich erst stark genug, das, was die Menschen drückt und quält, als einen Gegenstand meiner kaltblütigen Betrachtung vor mich hinzustellen, weil ich nun auf jeden Fall, es mag demselben abgeholfen werden können, oder nicht, gefaßt bin. —

Und nun laße ich das menschliche Elend in seinen fürchterlichsten Gestalten vor meiner Seele vorüberziehen, und denke mir, wie sich das alles entwickeln, was aus diesem faulenden Saamenkorn dereinst für ein Halm empor keimen wird —

Wie Kerker und Vestung, Schwerdt und Rad, Mönchs-Klöster und Tollhäuser, Krieg und Pest, als ungeheure Dissonanzen, sich endlich wohl in allgemeine Harmonie wieder auflösen, und alles das Mangelhafte und Unvollkommene, gegen das Gute und Vollkommene, was daraus entspringt, wie ein Traum und Blendwerk verschwinden wird, indeß das Gute und Vollkommene selbst wirklich da ist, und unvergänglich bleibt. — — Solten aber

auch diese süßen Gedanken selbst nur ein Traum seyn, so sinke ich dennoch nicht — denn ich habe gelernt, wenn alles um mich wankt, mich in den Moment meines Daseyns zurückzuziehen. —

Die Säule.

Unter Zierrath denken wir uns dasjenige gleichsam überflüßige an einer Sache, wodurch sie nicht nützlicher wird, als sie schon war, sondern nur besser ins Auge fält.

Durch die angebrachte Zierrath soll unsre Aufmerksamkeit mehr auf die Sache selbst hingeheftet werden, so daß wir bey ihrem bloßen Anblick gern verweilen.

Die Zierrath muß also nichts Fremdartiges enthalten, sie muß nichts enthalten, wodurch unsre Aufmerksamkeit von der Sache selbst abgezogen wird, sondern sie muß vielmehr das Wesen der Sache, woran sie befindlich ist, auf alle Weise andeuten, und bezeichnen, damit wir in der Zierrath die Sache gleichsam wieder erkennen und wieder finden.

Je bedeutender daher die Zierrath ist, desto schöner ist sie.

Wenden wir nun diesen Satz auf die Zierrathen in der Baukunst an, so muß es einleuchtend werden, ob dieselben wesentlich oder zufällig sind, ob sie durch andere ersetzt werden können, oder nicht?

Das Kapitäl der korinthischen Säule ist mit Laubwerk verziert, wo zwischen den Blättern zarte Stengel sich hervordrängen, die oben unter dem Deckel schneckenförmig sich in sich selbst zurückkrümmen. —

Das Kapitäl der jonischen Säule hat nur die schneckenförmig in sich selbst zurückgekrümmten Auswüchse oder Voluten, ohne die Blätter.

Das Kapitäl der dorischen und toskanischen Säule ist ganz ohne diesen zarten Auswuchs, und trägt nur die sichtbare Spur des Drucks von oben an sich, indem es mehr oder weniger Ringe und Reifen um sich herzieht, und stufenweise über seinem Stamm hervortritt.

Die

Die toskanische und dorische Säule sind kürzer, in sich gedrängter, und tragen blos das auf ihnen ruhende Gebälck —

Die jonische und corinthische Säule sind schlanker und aufgeschoßner, und heben das auf ihnen ruhende Gebälck empor.

Je kürzer die Säule im Verhältniß gegen ihre Dicke ist, destomehr nähert sie sich dem Block, der ungebildeten bloß tragenden Masse; je schlanker sie aber ist, destomehr nähert sie sich dem Gebildeten, Emporstrebenden und Wachsenden.

Die korinthische Säule, als die schlankeste von allen, muß daher das Zeichen des Wachsens und Emporstrebens am deutlichsten an sich tragen; nun giebt es aber in der ganzen Natur keine vollkommnere Bezeichnung des Wachsens und Emporstrebens, als den zarten Blätterwuchs, wo noch nichts geendigt und geschlossen ist, sondern immer neue zarte Sprößlinge sich hervordrängen können, und wo dies Hervor-

vordrängen und innere Streben zugleich weit deutlicher ins Auge fällt, als bey dem Stamme selbst.

Die zarten Sprößlinge aber die zwischen dem Laubwerk in gerader Linie empor schießen würden, wenn sie durch den Druck von oben nicht gehemmt wären, bezeichnen eben dadurch am deutlichsten die innere wachsende und strebende Kraft, daß sie sich nun in sich selbst zurückkrümmen, und ihren Wachsthum nach unterwärts in sich selbst vollenden, nachdem er oberwärts gehemmt ist.

Man versuche es bey der korinthischen Säule, das Laubwerk und diese schneckenförmig gewundenen Stengel mit irgend einem andern Zierrath zu vertauschen, und gebe Acht, ob nicht das Ganze auf einmal ein unbedeutendes todtes Ansehen erhalten, und als ein müssiges Spielwerk ins Auge fallen wird.

Warum nicht Blumen und Früchte, statt der Blätter? — Eben deswegen weil hier ein

durch

durch den Druck von oben gehemmter Wuchs oder gehemmtes Emporstreben bezeichnet werden soll; und Blumen und Früchte, in ihrem Wuchs schon geschloßen und vollendet sind, und nicht ferner gehemmt werden können. Die Blume senkt ihr Haupt, und die Frucht zieht den schwer beladnen Ast zu Boden.

Durch Blumen und Früchte würde unsre Aufmerksamkeit, von dem eigentlichen Begriffe des durch den Druck gehemmten Emporstrebens der schlanken Säule abgezogen, und auf etwas fremdes, nicht zur Sache gehöriges gelenkt werden.

Denn die Säule hat ja weiter nichts als das anscheinende Emporstreben mit dem Baumstamme gemein, nicht aber seine nützende fruchttragende Kraft.

Der Baum hat weiter nichts zu tragen als seine eigene zu ihm gehörende Frucht, die Säule trägt etwas außer sich, dem sie mit leichten Wuchs entgegen strebt, und eben dieser

An-

Anschein von leichtem Entgegenstreben würde ja durch alles Schwere und Niederziehende an der Säule selbst, gehemmt und verhindert werden.

Wollte man den Blätterwuchs an dem Kapitäl der korinthischen Säule mit Federschmuck vertauschen, so würde des Ganze dadurch wie unterbrochen scheinen; weil Federn mit dem Begriff eines emporschießenden Stammes nichts gemein haben, sondern die Aufmerksamkeit auf etwas anders, auf die belebte Bildung lenken, wodurch der Eindruck des Ganzen gehemmt wird.

Bei allem aber was schön ins Auge fallen soll, kömmt es eben darauf an, daß der einfache Begriff des Ganzen durch nichts Unübereinstimmendes gestört und unterbrochen werde.

Die korinthische Säule vollendet sich auf dem Punkte, wo die zwischen den Blättern hervorsprossenden zarten Stengel zuletzt in ihrem

rem Wachsthum wie gehemmt paarweise unter dem Drucke in Spirallinien sich in sich selbst zurückkrümmen, ohne Blätter gewonnen zu haben. —

In dieser letzten Vollendung steht die Säule, als ein feines und schlankes Ganze da, welches gleichsam noch mehr Kraft in sich hat, als nur das auf ihm ruhende Gebälck zu tragen, und gewissermaßen den Ueberfluß seines innern Wuchses, in seiner zartesten Vollendung in sich selbst wieder aufnimmt.

Die jonische Säule tritt in bescheidne Grenzen zurück, sie verhält sich sanftentgegenstrebend aber auch sanft leidend gegen den Druck von oben; sie schießt nicht bis zu dem üppigen Blätterwuchs der korinthischen Säule empor, welche das Gebälck nur gleichsam schwebend über sich trägt. —

Sie krümmt sich nur in ihren zartesten Vollendungen durch bloße Spirallinien in sich selbst zurück.

Durch die zarten Auswüchse bezeichnet sie ebenfalls, nur im mindern Grade, als die korinthische Säule, die Fülle ihres innern emporstrebenden Wachsthums; durch die Krümmungen dieser zarten Auswüchse bezeichnet sie den Druck des Gebälks von oben; und dadurch, daß nur diese zarten Sproßen, aber sie selber sich nicht krümmt, bezeichnet sie bei der Schlankheit und dem emporstrebenden Wuchs, ihre inwohnende Stärke, wodurch sie dem Druck in der Masse wiedersteht, und nur in ihrer letzten Vollendung seine Spur trägt.

Zufälligkeit und Bildung.

In dem Begriffe des Isolirens, des Aussonderns aus der Masse, beruhet alle Bildung, und unterscheidet sich dadurch allein von der Zufälligkeit.

Jemehr etwas sich selber isolirt, seinen eigenen Umriß um sich herzieht und seinen Schwerpunkt in sich selber hat, desto weniger ist es zufällig, desto weniger fällt es zu etwas anderm und vermischt sich damit. —

Der Mensch scheidet sich durch die genaueste Bestimmtheit seiner Umrisse von allem, was ihn umgiebt — er unterscheidet sich von seiner nächsten Umgebung, von der Bedecknng, die er selber erst um sich herzieht. —

Das Thier isolirt sich schon nicht so sehr, seine Bedeckung ist ihm angewachsen, und läßt

die Umrisse nur im Ganzen, nicht aber im Einzelnen durchschimmern. —

Der Baum isolirt sich noch weniger, ihm ist die grobe Rinde angewachsen, die von seiner innern Natur am wenigsten durchschimmern läßt. —

Isoliren, aus der Masse sondern, ist die immerwährende Beschäftigung des Menschen, er mag als Eroberer die Grenzen seines Gebiets um Meere und Länder herziehen — oder aus dem Marmorblock eine in sich vollendete Bildung hervortreten laßen.

Aller Reitz der Dichtung beruht auf diesem Isoliren, Aussondern aus dem Ganzen, und darin, daß dem Isolirten ein eigener Schwerpunkt gegeben wird, wodurch es sich selbst wieder zu einem Ganzen bildet. —

Durch dieß Isoliren wird die Armuth in dem Schäferleben reitzend und poetisch — weil es in keinem drückenden Verhältniß mit einem Staate, sondern an und für sich bestehend gedacht wird.

Selbst das Schreckliche, sobald es sich nicht mehr auf uns beziehet — uns nicht mehr in Schrecken setzt, wird es in sich selber schön, und wir sehen es mit Vergnügen an. —

Schlafen und Wachen.

Hat sich denn mein ganzes Leben in diese einsame Stunde der Mitternacht zusammen gedrängt? —

Wie lebhaft, wie geräuschvoll wird alles um mich her — da doch die Welt im Schlummer liegt — welch ein täuschendes Spiel meiner Phantasie, stellt mir eine so reitzende Perspective der Vergangenheit und der Zukunft dar. —

Morgen wird alles wieder wach seyn — die Todtenstille, die jetzt herrscht, wird verschwinden, und dieselbe Welt, die jetzt im tiefen Schlummer liegt, wird dann in allen ihren Beziehungen und Verhältnissen wieder lebendig seyn. —

Schlummert denn noch eine Weile sanft ihr Müden, welche der morgende Sonnenstrahl zu neu-

neuen Beschwerden wecken wird — ruht noch eine Weile, ihr bestimmten Opfer dieses fest geknüpften Zusammenhanges menschlicher Einrichtungen und Gesetze, träumet nicht von eurem Schicksal, das mit dem morgenden Tage unaufhaltsam über euch hereinbrechen wird. —

Der Wind hört des Nachts nicht auf zu rauschen. — Das Meer hört nicht auf, seine Wellen emporsteigen zu lassen, und die schwerbeladnen Schiffe auf seinem Rücken fortzutragen — die Flüsse eilen Tag und Nacht unermüdet fort — die hohe Eiche senkt sich nicht zum Schlummer nieder, sondern trägt ihr Haupt hoch im Sturme empor. — Nie arbeitet die leblose Natur sich ab — nur die lebenden und empfindenden Wesen bedürfen dieser immer wiederkehrenden Pause, dieses Stillstandes aller ihrer empfindenden Kräfte — unbeschadet der natürlichen Lebensbewegungen, die ebenfalls ohne Rast und Ruhe unaufhörlich von statten gehen — so wie die Flüsse unaufhörlich in ihren Betten hinrauschen, und Sturm und Regen bei Tag' und Nacht fortwähret. —

Die Pflanzenwelt bedarf auch einer Art von Ruhe, einer Art von Schlummer, wo sie sich zu neuem Wachsthum und neuer Fruchtbarkeit erhohlet, und Kräfte sammlet. — Ein tiefer Schlummer, der vom Herbst bis zum Frühling dauert. — Was also an das Lebende grenzt, das Organisirte und Wachsende scheinet auch des Schlummers, so wie das Lebende und Empfindende zu bedürfen. —

Nur das Selbstthätige, und was daran grenzt, bedarf Erhohlung, Erquickung, nicht das, was getrieben, was maschinenmäßig bewegt wird — nicht der Lauf der Flüsse — nicht der Herzschlag und Blutumlauf. —

Was von den bewegenden Kräften in der Natur Erhohlung bedarf, und nicht Erhohlung bedarf, scheidet sich in das Edlere und Unedlere, in das Gröbere und Verfeinerte, in das Organisirte und Unorgainsirte. —

Bedürfniß der Erhohlung ist das untrügliche Zeichen edlerer Kräfte, die zu höherm Zweck auf-

aufgespart, gleichsam in einen Brennpunkt zusammen gedrängt werden sollen. —

Das Ausstrecken einer Hand nach Zweck und Absicht ist etwas Größeres und Erhabneres, als das Rauschen aller Winde, und das Strömen aller Flüsse auf dem ganzen Erdboden. —

Wunderbar — und ich schaudre nicht, dieß Bewußtseyn meiner selbst, das einzige, was ich wirklich mein nennen kann, das Edelste, was ich besitze, wodurch ich die ganze Schöpfung gleichsam in mich hineinziehen, und mit einem Blick umfassen kann, auf einige Stunden ganz hinweg zu geben — mich freiwillig des Gebrauchs meiner Denkkraft zu entäußern, die mir allein mein wirkliches Daseyn sichert? — Würd ich nicht schaudern, wenn die täuschende Wahrscheinlichkeit des Erwachens, die sich auf Jahre lange Erfahrung gründet, nicht so fest in meiner Seele stünde? —

Der Logos.

Das Wort ist das Kleid, das den Gedanken umhüllet — aber ohne das Wort wäre der Gedanke nichts — das Wort ist allmächtig — es war im Anfange, und war bei Gott, und Gott war das Wort, und durch das Wort ist alles gemacht, was gemacht ist —

Unser ganzes Leben und Seyn drängt sich in ein großes Wort zusammen, aber ich kann es nicht buchstabieren — dieß Wort hat den Himmel gewölbet, es hat aus der dunkeln Mitternacht die Morgensterne hervorgerufen —

Es gehet aus vom Vater, Sohn, und Geist, so wie der Geist vom Vater und Sohn, und der Sohn vom Vater allein ausgehet. — Viere sind, die da zeugen im Himmel: der Vater, der Sohn, der Geist, und das Wort, und diese viere sind eins —

Das Wort aber ist Fleisch geworden, und hat unter uns gewohnet, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, als eine Herrlichkeit des eingebohrnen Sohnes Gottes —

Wir können sie noch alle Tage sehen, und dürfen sie nicht weit suchen. — Die Weisheit stehet auf den Gassen und spricht: kommet her zu mir, und lernet von mir; ich will euch Worte des Lebens sagen. Die Worte des Lebens aber tönen sanft und voll, und wer sie einmal gehört und sein Ohr daran gewöhnet hat, dem tönen sie sein ganzes Leben hindurch in einem fort, und sind der harmonische Takt zu allem, was er denkt und spricht, und thut.

Wer auf diesen Takt horcht, deßen Blut fließt leicht in seinen Adern, seine Seele ist immer heiter, sein Auge beständig offen für den Lichtstrom, der sich aus Gottes Schöpfung hinein ergießt; sein Schlummer ist sanft, sein Erwachen froh — sein Tod wie erwünschter Schlaf in der schwülen Mittagshitze. —

Beim

Beim Abschiede des Jahres 1785.

— Und nun, du Herrscher über Meer und Länder,
Gieb deinen Segen — und verleih,
Daß minder nicht geschätzt, als Stern und Ordensbänder,
Der Werth des braven Mannes sey!

Wenn dann die stille, bürgerliche Tugend,
In unsre Hütten wiederkehrt,
Versammlet eine unentnervte Jugend
Sich um den väterlichen Heerd.

Ein künftiges Geschlecht spricht dann aufs neue
Der Weichlichkeit der Sitten Hohn;

Uebt

Uebt Ehrlichkeit und deutsche Biedertreue,
Und redet nicht ein Wort davon. —

Und kann die eine Tugend alle wecken,
So kehrt auch deutscher Stolz zurück,
Nicht sklavisch mehr der Großen Staub zu lecken,
Noch zittern vor Tyrannenblick.

Ein jeder fühlt die angestammte Würde
Der Menschheit rein und unentweiht;
Und spottet der ihr angeflickten Zierde
Von titelsücht'ger Eitelkeit.

Und Freiheit herrscht im Denken und in Reden
Weil die Verstellungskunst nicht gilt. — —
So seh' ich denn entzückt ein zweites Eden,
Das sich vor meinem Blick enthüllt. —

Doch ach, da dieser schöne Traum entfliehet,
Was ist der Wahrheit Unterpfand? —
Ihr, die ihr eine künft'ge Welt erziehet,
Erfüllung steht in eurer Hand. —

Bei euch, ihr wen'gen Edeln, hier auf Erden;
O eilt, noch könnt ihr helfen — noch! —
Kann diese Welt nicht mehr gerettet werden;
Die Nachwelt ruft — o rettet doch!

Die Symbole der Maurerei.

Die Symbole der Maurerei, können keinen würdigern Gesichtspunkt haben, als wenn wir sie wie schöne Einfassungen großer Gedanken betrachten, womit die weisesten Menschen in allen Zeitaltern sich beschäftiget haben, und welche nun die Nachwelt unter diesen Sinnbildern als köstliche Kleinodien anfbewahrt, um zur Veredlung des Geistes und Herzens davon Gebrauch zu machen.

Nun finden wir aber, daß den weisesten Menschen nichts näher gelegen hat, als die zweckmäßige Benutzung des gegenwärtigen Moments. — Was wir daher weit auseinander denken, Leben und Tod, das dachten sie sich immer nahe zusammen, und aus dieser immerwährenden Mischung von Licht und Schatten erwuchs der milde Schimmer ihrer Tage, ihr gehaltener Schmerz bei den Widerwärtigkeiten

des

des Lebens, ihre gemäßigte Freude bei angenehmen Vorfällen, und das so oft von ihnen angepriesene feste Gleichgewicht der Seele. —

Wenn wir auf unsre Symbole aufmerksam sind, so finden wir, daß alles uns anmahnt, auf den fliehenden Moment aufmerksam zu seyn. — Es ist hoch Mittag! tönt der Ruf in unser Ohr, so oft wir uns versammlen — schnell eilen die Minuten hin, und ehe wir es uns versehen, ertönt schon der Ruf wieder: es ist voll Mitternacht!

Schnell folgen die beiden Schläge aufeinander, welche den dritten vorbereiten, der langsam nach tönt, und das Zeichen zum Aufbruch giebt. — Schnell fliehen die Jahre des Maurers dahin, wie die Jahre der Kindheit, und er zählt sie mit den Zahlen der Kinderjahre.

Was giebt es aber wohl für eine höhere Weisheit als die, welche dieses flüchtige Leben bis in seine kleinsten Momente vereinfacht und veredelt; keine Kraft, die in unserm Wesen

schlum-

schlummert ungenutzt läßt, und alle das Höchste was wir wünschen können, uns auf einmal und auf immer giebt? — Oder kennen wir noch etwas, das edler und köstlicher, als das Leben ist, welches gleich dem Golde in sich selbst gedrängt, auch in sich selber seinen Werth hat? Und kömmt nicht alles darauf an, dies Leben, das jeder unter uns besitzt, bis zu dem Grade zu veredeln, wo es die angestammte Würde der Menschheit ganz in sich entwickelt, und von den Fesseln, die es hemmten, sich muthig losreißt?

Thubalkain.

Die alte Natur erstaunt, wenn sie aus der Tiefe der grauen Vorzeit auf die neuen Geburten emporschaut, die in ihren Schoße entstanden sind —

Daß der Mensch, von ihr gezeugt, in ihre Eingeweide herabstieg, und das Eisen hervorgrub, womit er sie zu einer neuen Geburt beschwängerte; daß aus den Wäldern und Steinbrüchen Städte mit Pallästen und Thürmen sich erhuben, Schiffe auf dem Rücken des Meeres emporstiegen; der aufgerißnen Erde der Saamen eingestreut, und volle Erndten aus ihrem Schoße hervorgezwängt wurden; daß der zersägte Eichenstamm sich zum Stuhle krümmte, und zum Tische erhub, auf deßen glatter Fläche Auge und Hand sanft hingleitet.—

Das mächtige Schloß verwahrt und schützt das Eigenthum, und hat Gemeinschaft und Absondrung in des Menschen Willkür gesetzt.

Ist es nicht Thubalkain, der verschloßne Thüren eröfnet? — —

Ihm klingt auch das frohe Spiel der Sensen an schwülen Erndtetagen, ihm tönet das Gehämmer von den dampfenden Feueröfen — ihm das Leben und Wirksamkeit athmende Geräusch, aus den Werkstätten der Künstler und Arbeiter in allerlei Stein und Erzt —

Ihn preisen die Chöre der arbeitsamen Sänger mehr als den Flötenspieler. — —

Aber ach, die Schärfe des Eisens wendet sich — die Geister der gefällten Eichenstämme seufzen durch die Lüfte, und verkündigen Unheil über das Menschengeschlecht —

Das Spiel der Sensen ertönt nicht mehr — Feuerschlünde eröfnen sich — die Bombe kracht — Schwerter wühlen in menschlichen Eingeweiden — Ketten klirren laut — Despoten lachen, Sklaven heulen. —

Die Chöre der arbeitsamen Sänger stehen einsam und weinen, in das Gewand der Trauer gehüllt, und singen Klagelieder — und seufzen: Thubalkain! —

List ist nicht Seelenstärke.

Wer häufig zur List und Verstellung seine Zuflucht nimmt, verräth dadurch eine kleine Seele, und eine große Schwäche des Verstandes.

Der ohnmächtige Kämpfer bedarf mehrerer Kunstgriffe um seinen Gegner zu Boden zu werfen, als der Starke.

Diese Einrichtung der Natur erstreckt sich bis auf die Thiere — das kleine Geschlecht der Insekten ist grausam, listig, und verzagt, indeß die edlern, und mit mehr Stärke begabten Thiere gemeiniglich großmüthig und tapfer sind.

Die gütige Natur hat es so eingerichtet, daß die Kraft Böses zu thun, gerade da am meisten vermindert ist, wo der Wille dazu am stärksten ist.

Der große, allumfaßende Verstand des Menschen wird bis zur kleinsten List erniedrigt, wo das Herz verderbt ist.

Daher ist es falsch, wenn man einem listigen Spitzbuben Genie zuschreibt.

Das wahre Genie muß sich eben so wohl in der Wahl der Zwecke, als, in der Wahl der Mittel, sie zu erreichen, offenbaren.

Das Genie des Spitzbuben aber offenbart sich bloß in der Wahl der Mittel zu seinen Endzwecken; es wäre ihm also höchstens ein halbirtes Genie zuzuschreiben, woran noch dazu gerade die beßre und edlere Hälfte fehlt.

Die Heuchelei ist ein Tribut, den das Laster der Tugend bezahlt.

Das Laster nimmt oft zu der Maske der Unschuld und Tugend seine Zuflucht, um seine Endzwecke zu erreichen.

Aber im umgekehrten Fall wird die Tugend nie zu dem Laster ihre Zuflucht nehmen.

Der ärgste Geizhals wird die Mildthätigkeit, und der ärgste Spitzbube die Ehrlichkeit an andern schätzen, und wird auch immer davon als von einer sehr guten Sache reden.

Der abgefeimteste Betrüger wird oft in dem Falle seyn, sich einfältig und ehrlich stellen zu müssen, aber der ehrliche Biedermann sieht sich nie genöthigt, die Rolle eines Betrügers zu spielen.

Er hat den Vortheil von seiner Ehrlichkeit, daß er seiner Natur keinen Zwang anthun darf, um anders zu scheinen, als er ist.

Der Betrüger aber muß seiner Natur Zwang anthun, er ist in einer ängstlichen, peinlichen Lage. — —

Die Heuchelei ist ein Tribut, den das Laster der Tugend bezahlt.

Ueber

Ueber den Begriff des in sich selbst Vollendeten.

Es ist wohl wahr, daß wir die Grenzlinien schärfer ziehen müssen, als sie in der Natur gezogen sind, sobald wir den Unterschied zweier Dinge zum eigentlichen Gegenstande unsers Nachdenkens machen wollen.

Die Begriffe von Nutzen und Vergnügen aber verlierensich so sehr in einander, und treffen so nahe zusammen, daß es fast unmöglich ist, sich das Angenehme und Nützliche in einer Gegeneinanderstellung zu denken. Das Nützliche ist so wie das Schöne, nur eine besondere Art des Angenehmen.

Man hat den Grundsatz von der Nachahmung der Natur, als den Hauptendzweck der schönen Künste verworfen, und ihn dem Zweck

des Vergnügens untergeordnet, den man dafür zu dem ersten Grundgesetze der schönen Künste gemacht hat. Diese Künste, sagt man, haben eigentlich bloß das Vergnügen, so wie die mechanischen den Nutzen, zur Absicht. —

Nun aber finden wir sowohl Vergnügen am Schönen, als am Nützlichen: wie unterscheidet sich also das erstre vom letztern?

Bei dem bloß Nützlichen finde ich nicht so wohl an dem Gegenstande selbst, als vielmehr an der Vorstellung von der Bequemlichkeit oder Behaglichkeit, die mir, oder einem andern durch den Gebrauch desselben zuwachsen wird, Vergnügen.

Ich mache mich gleichsam zum Mittelpunkte, worauf ich alle Theile des Gegenstandes beziehe, d. h. ich betrachte denselben bloß als Mittel, wovon ich selbst, in so fern meine Vollkommenheit dadurch befördert wird, der Zweck bin.

Der bloß nützliche Gegenstand ist also in sich nichts Ganzes oder Vollendetes, sondern wird

es

es erst, indem er in mir seinen Zweck erreicht, oder in mir vollendet wird. —

Bei der Betrachtung des Schönen aber wälze ich den Zweck aus mir in den Gegenstand selbst zurück: ich betrachte ihn, als etwas, nicht in mir, sondern in sich selbst Vollendetes, das also in sich ein Ganzes ausmacht, und mir um sein selbst Willen Vergnügen gewährt; indem ich dem schönen Gegenstande nicht so wohl Beziehung auf mich, als mir vielmehr eine eine Beziehung auf ihn gebe. Da mir nun das Schöne mehr um sein selbstwillen, das Nützliche aber bloß um meinetwillen, lieb ist; so gewährt mir das Schöne ein höheres und uneigennützigeres Vergnügen, als das bloß Nützliche.

Das Vergnügen an dem bloß Nützlichen ist gröber und gemeiner, das Vergnügen an dem Schönen feiner und seltener.

Da das Nützliche seinen Zweck nicht in sich, sondern außer sich in etwas andern hat, deßen

Voll-

Vollkommenheit dadurch vermehrt werden soll; so muß derjenige, welcher etwas Nützliches hervorbringen will, diesen äußern Zweck bei seinem Werke beständig vor Augen haben.

Und wenn das Werk nur seinen äußern Zweck erreicht, so mag es übrigens in sich beschaffen sein, wie es wolle; dies kömmt, in so fern es bloß nützlich ist, gar nicht in Betracht.

Wenn eine Uhr nur richtig ihre Stunden zeigt, und ein Messer nur gut schneidet; so bekümmere ich mich, in Ansehung des eigentlichen Nutzens, weder um die Kostbarkeit des Gehäuses an der Uhr, noch um das Heft an dem Messer; auch achte ich nicht darauf ob mir selbst das Werk in der Uhr oder das Heft an dem Messer gut ins Auge falle, oder nicht. Die Uhr und das Messer haben ihren Zweck außer sich, in demjenigen, welcher sich derselben zu seiner Bequemlichkeit bedienet; sie sind daher nichts in sich Vollendetes, und haben an und für sich, ohne die mögliche oder wirkliche Erreichung ihres äußern Zwecks, keinen eigenthümlichen Werth.

Mit

Mit diesem ihren äußern Zweck zusammengenommen als ein Ganzes betrachtet, machen sie mir erst Vergnügen; von diesem Zweck abgeschnitten, lassen sie mich völlig gleichgültig.

Ich betrachte die Uhr und das Messer nur mit Vergnügen, in so fern ich sie gebrauchen kann, und brauche sie nicht, damit ich sie betrachten kann.

Bei dem Schönen ist es umgekehrt.

Dieses hat seinen Zweck nicht außer sich, und ist nicht wegen der Vollkommenheit von etwas andern, sondern wegen seiner eigenen innern Vollkommenheit da. Man betrachtet es nicht, in so fern man es brauchen kann, sondern man braucht es nur, in so fern man es betrachten kann.

Wir bedürfen des Schönen nicht so sehr, um dadurch ergötzt zu werden, als das Schöne unserer bedarf, um erkannt zu werden. Wir können sehr gut ohne die Betrachtung schöner Kunstwerke bestehen, diese aber können, als solche, nicht wohl ohne unsre Betrachtung bestehen.

Jemehr

Jemehr wir sie also entbehren können, desto mehr betrachten wir sie um ihrer selbstwillen, um ihnen durch unsre Betrachtung gleichsam erst ihr wahres Daseyn zu geben.

Denn durch unsre zunehmende Anerkennung des Schönen in einem schönen Kunstwerke, vergrößern wir gleichsam seine Schönheit selber, und legen immer mehr Werth hinein.

Daher das ungeduldige Verlangen, daß alles dem Schönen huldigen soll, welches wir einmal dafür erkannt haben: je allgemeiner es als schön erkannt und bewundert wird, desto mehr Werth erhält es auch in unsern Augen.

Empfänden wir das Vergnügen an dem Schönen mehr um unsert- als um sein selbstwillen, was würde uns daran liegen, ob es von irgend jemand außer uns erkannt würde?

Wir verwenden, wir beeifern uns für das Schöne, um ihm Bewunderer zu verschaffen, wir mögen es antreffen, wo wir wollen: ja wir empfinden so gar eine Art von Mitleid beim Anblick eines schönen Kunstwerks, das in den Staub danieder getreten, von den Vorübergehenden mit gleichgültigem Blick betrachtet wird. —

Auch das süße Staunen, das angenehme Vergessen unserer selbst bei der Betrachtung eines schönen Kunstwerks, ist ein Beweis, daß unser Vergnügen hier etwas untergeordnetes ist, das wir freiwillig erst durch das Schöne bestimmt werden lassen, welchem wir eine Zeitlang eine Art von Obergewalt über unsre Empfindungen einräumen.

Während das Schöne unsre Betrachtung ganz auf sich zieht, zieht es sie eine Weile von uns selber ab, und macht, daß wir uns in dem schönen Gegenstande zu verlieren scheinen; und eben dies Verlieren, dies Vergessen unserer selbst, ist der höchste Grad des reinen und uneigennützigen Vergnügens, welches uns das Schöne gewährt.

Wir opfern in dem Augenblick unser individuelles eingeschränktes Dasein einer Art von höherem Daseyn auf. Das Vergnügen am Schönen muß sich daher immer mehr der uneigennützigen Liebe nähern, wenn es ächt seyn soll.

Jede specielle Beziehung auf mich in einem schönen Kunstwerke giebt dem Vergnügen, das

ich daran empfinde, einen Zusatz, der für einen andern verloren geht; das Schöne in dem Kunstwerke ist für mich nicht eher rein und unvermischt, bis ich die besondre Beziehung auf mich ganz davon hinweg denke, und es als etwas betrachte, das bloß um sein selbstwillen hervorgebracht ist, damit es etwas in sich Vollendetes sey. —

So wie nun aber die Liebe, und das Wohlwollen dem edlen Menschenfreunde gewißermaßen zum Bedürfniß werden können, ohne daß er deswegen eigennützig werde; so kann auch dem Manne von Geschmack das Vergnügen am Schönen, durch die Gewöhnung dazu, zum Bedürfniß werden, ohne deswegen seine ursprüngliche Reinheit zu verlieren.

Wir bedürfen des Schönen bloß, weil wir Gelegenheit zu haben wünschen, ihm durch Anerkennung seiner Schönheit zu huldigen.

Ein Ding kann also nicht deswegen schön seyn, weil es uns Vergnügen macht, sonst müßte auch alles Nützliche schön seyn; sondern was uns Vergnügen macht, ohne eigentlich zu nützen, nennen wir schön.

Nun kann aber das Unnütze oder Unzweckmäßige unmöglich einem vernünftigen Wesen Vergnügen machen.

Wo also bei einem Gegenstande ein äußerer Nutzen oder Zweck fehlt, da muß dieser in dem Gegenstande selbst gesucht werden, so bald derselbe mir Vergnügen erwecken soll; oder, ich muß in den einzelnen Theilen desselben so viel Zweckmäßigkeit finden, daß ich vergeße zu fragen, wozu nun eigentlich das Ganze soll? Das heißt mit andern Worten: ich muß an einem schönen Gegenstande nur um seyn selbst willen Vergnügen finden; zu dem Ende muß der Mangel der äußern Zweckmäßigkeit durch seine innere Zweckmäßigkeit ersetzt seyn; der Gegenstand muß etwas in sich selbst Vollendetes seyn.

Ist nun die innere Zweckmäßigkeit in einem schönen Kunstwerke nicht groß genug, um mich die äußere darüber vergessen zu lassen; so frage ich natürlicher Weise: wozu das Ganze? Antwortet mir der Künstler: um dir Vergnü-

gen zu machen; so frage ich ihn weiter: was hast du für einen Grund, mir durch dein Kunstwerk eher Vergnügen, als Mißvergnügen zu erwecken? Ist dir an meinem Vergnügen so viel gelegen, daß du dein Werk mit Bewußtsein unvollkommener machen würdest, als es ist, damit es nur nach meinem vielleicht verdorbenem Geschmack wäre; oder ist dir nicht vielmehr an deinem Werke so viel gelegen, daß du mein Vergnügen zu demselben hinaufzustimmen suchen wirst, damit seine Schönheiten von mir empfunden werden?

Ist das letztere, so sehe ich nicht ab, wie mein zufälliges Vergnügen der Zweck von deinem Werke seyn könnte, da dasselbe durch dein Werk selbst erst in mir erweckt und bestimmt werden mußte.

Nur in so fern du weißt, daß ich mich gewöhnt habe, an dem, was wirklich in sich vollkommen ist, Vergnügen zu empfinden, ist dir mein Vergnügen lieb; dies würde aber nicht so sehr bei dir in Betracht kommen, wenn

es

es dir bloß um mein Vergnügen, und nicht vielmehr darum zu thun wäre, daß die Vollkommenheit deines Werks durch den Antheil, den ich daran nehme, bestätigt werden soll.

Wenn das Vergnügen ein nicht so sehr untergeordneter Zweck, oder vielmehr nur eine natürliche Folge bei den Werken der schönen Künste wäre; warum würde der ächte Künstler es denn nicht auf so viele als möglich zu verbreiten suchen, statt daß er oft die angenehmen Empfindungen von vielen Tausenden, die für seine Schönheit keinen Sinn haben, der Vollkommenheit seines Werks aufopfert? —

Sagt der Künstler aber: wenn mein Werk gefällt, oder Vergnügen erweckt, so habe ich doch meinen Zweck erreicht; so antworte ich: umgekehrt! Weil du deinen Zweck erreicht hast, so gefällt dein Werk, oder daß dein Werk gefällt, kann vielleicht ein Zeichen sein, daß du deinen Zweck in dem Werke selbst erreicht hast.

Wär aber der eigentliche Zweck bei deinem Werke mehr das Vergnügen, das du dadurch bewirken woltest, als die Vollkommenheit des Werkes in sich selber; so wird mir eben dadurch der Beifall schon verdächtig, den dein Werk bei diesem oder jenem erhalten hat.

„Aber ich strebe nur den Edelsten zu gefallen.“ — Wohl! Aber dies ist nicht dein letzter Zweck; denn ich darf noch fragen: warum strebst du gerade den Edelsten zu gefallen? Doch wohl, weil diese sich gewöhnt haben, an dem Vollkommensten das größte Vergnügen zu empfinden? Du beziehst ihr Vergnügen auf dein Werk zurück, deßen Vollkommenheit du dadurch willst bestätigt sehen.

Muntre dich immer durch den Gedanken an den Beifall der Edeln zu deinem Werke auf; aber mache ihn selber nicht zu deinem letzten und höchsten Ziele, sonst wirst du ihn am ersten verfehlen.

Auch der schönste Beifall will nicht erjagt, sondern nur auf dem Wege mitgenommen seyn.

Die

Die Vollkommenheit deines Werks fülle während der Arbeit deine ganze Seele, und stelle selbst den süssesten Gedanken des Ruhms in Schatten, daß dieser nur zuweilen hervor trete, dich aufs neue zu beleben, wenn dein Geist anfängt, laß zu werden; dann wirst du ungesucht erhalten, wornach Tausende sich vergeblich bemühen. Ist aber die Vorstellung des Beifalls dein Hauptgedanke, und ist dir dein Werk nur in so fern werth, als es dir Ruhm verschaft; so thu Verzicht auf den Beifall der Edlen.

Du arbeitest nach einer eigennützigen Richtung: der Brennpunkt des Werks wird außer dem Werke fallen, du bringst es nicht um sein selbstwillen, und also auch nichts Ganzes, in sich Vollendetes hervor.

Du wirst falschen Schimmer suchen, der vielleicht eine Zeitlang das Auge des Pöbels blendet, aber vor dem Blick des Weisen wie Nebel verschwindet.

Der wahre Künstler wird die höchste innere Zweckmäßigkeit oder Vollkommenheit in sein Werk zu bringen suchen; und wenn es dann Beifall findet, wird's ihn freuen, aber seinen eigentlichen Zweck hat er schon mit der Vollendung des Werks erreicht. So wie der wahre Weise die höchste mit dem Lauf der Dinge harmonische Zweckmäßigkeit in alle seine Handlungen zu bringen sucht; und die reinste Glückseligkeit, oder den fortdauernden Zustand angenehmer Empfindungen, als eine sichere Folge davon, aber nicht als das Ziel derselben betrachtet.

Denn auch die reinste Glückseligkeitslinie läuft mit der Vollkommenheitslinie nur parallel; so bald jene zum Ziele gemacht wird, muß die Vollkommenheitslinie lauter schiefe Richtungen bekommen.

Die einzelnen Handlungen, in so fern sie blos zu einem Zustande angenehmer Empfindungen abzwecken, bekommen zwar eine anscheinende Zweckmäßigkeit; aber sie machen zu-

sam-

sammen kein übereinstimmendes harmonisches Ganze aus.

Eben so ist es auch in den schönen Künsten, wenn der Begriff der Vollkommenheit, oder des in sich selbst Vollendeten dem Begriffe von Vergnügen untergeordnet wird.

„Also ist das Vergnügen gar nicht Zweck?" — Ich antworte: was ist Vergnügen anders, oder woraus entsteht es anders, als aus dem Anschauen der Zweckmäßigkeit? Gäbe es nun etwas, wovon das Vergnügen selbst allein der Zweck wäre; so könnte ich die Zweckmäßigkeit jenes Dinges bloß aus dem Vergnügen beurtheilen, welches mir daraus erwächst.

Mein Vergnügen selbst aber muß ja erst aus dieser Beurtheilung entstehen; es müßte also da seyn, ehe es da wäre. Auch muß ja der Zweck immer etwas Einfacheres, als die Mittel seyn, welche zu demselben abzwecken: nun ist aber das Vergnügen an einem schönen Kunstwerke eben so zusammen gesetzt, als das

Kunstwerk selber, wie kann ich es denn als etwas Einfacheres betrachten, worauf die einzelnen Theile des Kunstwerks abzwecken sollen? Eben so wenig wie die Darstellung eines Gemähldes in einem Spiegel der Zweck seiner Zusammensetzung seyn kann; denn diese wird allemal von selbst erfolgen, ohne daß ich bei der Arbeit die mindeste Rücksicht darauf zu nehmen brauche.

Stellt nun ein angelaufener Spiegel mein Kunstwerk desto unvollkommener dar, je vollkommener es ist; so werde ich es doch wohl nicht deswegen unvollkommener machen, damit weniger Schönheiten in dem angelaufenen Spiegel verloren gehen? —

Die metaphysische Schönheitslinie.

Bei dem wahren Künstler muß das Kunstwerk, was er hervorbringen will, gleichsam erst in seiner Seele reif geworden seyn. Ein Reichthum großer und edler Gedanken, die schon seine frühste Kindheit erzeugte, liegt in ihm da.

Diese Gedanken sind aber in den ganzen Zusammenhang aller seiner übrigen weniger edlen und großen Vorstellungen, — und gleichsam in sein Ich verwebt; er findet ein gewißermaßen eigennütziges Vergnügen darin, indem er sie betrachtet, in wie fern sie zu der Vollkommenheit seines Ichs abzwecken.

Indem nun das Maaß dieser großen und edlen Gedanken gleichsam voll ist, so empfindet der Künstler einen Drang sich mitzutheilen, und seine innere Vollkommenheit gleichsam außer sich zu vervielfältigen.

Ein reineres edleres Vergnügen, das sich der Liebe nähert, ahndet ihm dunkel, wenn er seine eigne subjektive Vollkommenheit, in eine objektive, oder seinen Genuß in Anschauen wird verwandelt sehen.

Diese dunkle Ahndung aber bestimmt sein Werk noch nicht, sondern nun wirken die großen und edlen Gedanken auf einen besondern Zweck, dem sie sich am leichtesten und natürlichsten unterordnen können, und auf die Weise nicht mehr zerstreut als Mittel zur Vollkommenheit eines größern Ganzen abzwecken, sondern selbst in sich vereinigt, ein Ganzes ausmachen: sie müßen gleichsam eine Neigung gegen sich selbst erhalten, und ein Faden nach dem andern muß abgeschnitten werden, der sie mit den übrigen Vorstellungen in der Seele des Künstlers, gleichsam nach einer äußern Richtung, zusammen knüpft.

Was in dem Moment der höchsten Reife der großen und edlen Gedanken die lebhafteste und wichtigste Vorstellung in der Seele des

Künstlers ist, sey sie auch nur durch zufällige Umstände veranlaßt worden, an diese schließen sich plötzlich alle seine übrigen großen und edle Gedanken, und lösen sich verhältnißmäßig von dem Zusammenhange der übrigen Vorstellungen ab, je mehr sie sich an der einzigen Hauptvorstellung festhalten.

Sobald Homer nur einen Achilles hat, ordnen sich auch schon seine Schlachten, seine Helden, seine großen und edlen Gesinnungen und Charaktere. Alle seine großen und erhabenen Vorstellungen reißen sich jetzt mit einiger Beschwerlichkeit aus dem Zusammenhange seines Denkens gleichsam aus seiner Ichheit heraus, und neigen sich gegen sich selber, um etwas außer ihm bestehendes, in sich Vollendetes zu seyn.

Nun vergißt er auf eine Zeitlang das dunkle Vergnügen, das ihm ahndete, und hat sein Augenmerk nur auf seinen Achilles gerichtet; des Achilles wegen müßen Griechen fallen, des Achilles wegen müßen die übrigen Helden

im Dunkeln, und Hektor nur in einem etwas schwächern Lichte als Achilles stehen, damit durch seinen Fall, der Held noch mehr gehoben werde. Der Held wird durch die Begebenheiten, und die Begebenheiten durch den Helden in jedem Augenblick wichtiger.

Wenn das Vergnügen, was der Künstler an seinem Werke selbst empfindet, der unmittelbare Zweck desselben wäre, so brauchte er das Große und Edle was einmal in seiner Seele da ist, nicht außer sich darzustellen; denn indem es in seine übrigen Vorstellungen Einfluß hat, und also unmittelbar zu seiner Glückseligkeit abzweckt, macht es ihm ja schon Vergnügen; und er bringt gewissermaßen seinem Werke ein Opfer, indem er den großen und edeln Gedanken eine Neigung gegen einander giebt, wodurch sie während dieser Zeit nicht unmittelbar zu seiner Glückseligkeit abzwecken, indem sie aus dem Zusammenhange seiner Ichheit gleichsam gerissen werden.

In diesem Verstande kann man sagen, daß der Künstler sein Werk aus Liebe zu dem

Werke verfertige, indem er sich gleichsam eine Zeitlang für sein Werk aufopfert, sich selbst über dem Werke vergißt.

Die allmälige Neigung der Gedanken gegen einander, oder die allmälige Verwandlung der äußern Zweckmäßigkeit in die innre, oder kürzer das in sich selbst Vollendete, scheinet daher der eigentlich leitende Zweck des Künstlers bei seinem Kunstwerke zu seyn.

Der Künstler muß suchen, den Zweck, der in der Natur immer außer dem Gegenstande liegt, in den Gegenstand selbst zurückzuwälzen, und ihn dadurch in sich vollendet zu machen.

Dann sehen wir ein Ganzes, wo wir sonst nichts als abzweckende Theile erblickten.

Die Begebenheiten der Iliade würden in einer allgemeinen Weltgeschichte, uns nur in so ferne wichtig seyn, als sie mit dem ganzen Lauf der Dinge zusammenhingen, sie würden sich in das Ganze verschwimmen, ihr Zweck würde

immer in ihren Folgen außer ihnen seyn, und wir würden in ihnen nie ein Ganzes überschauen.

Der Dichter schneidet sie gleichsam aus ihrem Zusammenhange heraus, und giebt den Begebenheiten eine Neigung gegen sich selber unter einander, die sie in der Natur nicht haben.

Der Zweck aller dieser Begebenheiten fällt in sie selbst zurück; wir vergessen ihren Zusammenhang mit dem großen Lauf der Dinge, und glauben eine Welt, ein Ganzes von Begebenheiten im Kleinen zu sehen.

Der Dichter schneidet die Fäden ab, wodurch die Begebenheiten eine Neigung außer sich bekommen könnten, er läßt dasjenige weg, was in eine andere Sphäre von Begebenheiten eingreift, er rückt Ursach und Wirkung näher zusammen, als sie es in dem gewöhnlichen Lauf der Dinge sind; eine Mannigfaltigkeit von auseinander fließenden Begebenheiten, die sich kaum in Jahrhunderten zutragen, sehen

wir

wir hier in einem kurzen Zeitraume zusammengedrängt.

Damit aber die Abweichungen von der Wahrheit nicht zu auffallend werden, so müßen dieselben allmälig geschehen. Zu jeder weitern Abweichung von der Wahrheit, und zu jeder Ineinanderneigung der Begebenheiten, muß uns der Dichter erst durch eine weniger gewagte, und weniger merkliche vorbereiten, worauf wir unsern Glauben gleichsam stützen können.

Erstlich muß uns etwas vorgestellt werden, was wir an und für sich selber zu glauben nicht abgeneigt sind; dies ist aber ziemlich gleichgültig, weil wir bei den Kunstwerken immer mehr auf die innere, als äußere Wahrheit sehen.

Dann aber, muß nicht gleich etwas folgen, was sich etwa alle hundert Jahre einmal in der Folge zuträgt, sondern das Seltnere und Ungewöhnlichere muß durch das Alltäglichere und

Ge-

Gewöhnlichere allmälig vorbereitet werden, so daß die wunderbarsten Verkettungen in der Auflösung der Begebenheiten nicht mehr auf eine unangenehme Art auffallend sind, weil die Kunst uns mit sanfter Hand dazu geleitetet, und unser Auge gleichsam an das Neue und Auffallende allmälig gewöhnt hat.

Das Einzige wahre in sich Vollendete, ist nur die ganze Natur als ein Werk des Schöpfers, der allein mit seinem Blick das Ganze umfaßt, und den Zweck dieses großen Gegenstandes in ihn selbst zurückwälzt. In so fern also hier Zweck und Mittel zusammen gedrängt eins ausmachen, stellt sich das allerhöchste Schöne nur dem Auge Gottes dar.

Unser umschränkter Verstand sieht in der großen Natur nichts als Mittel, und ahndet nur die Zwecke.

Wenn wir uns die Natur als einen großen Zirckel denken, deßen Theile insgesammt eine Neigung gegen sich selbst haben, um miteinander

der ein Ganzes auszumachen, so sind uns wegen der unermeßlichem Größe des Umkreises die Krümmungen fast unmerkbar, und wir glauben da allenthalben nichts als grade Linien, oder bloß abzweckende Mittel zu sehen, wo doch eine immerwährende Neigung zum Zweck ist, die uns entwischt, weil wir nicht einmal einen so großen Theil des Zirkels überschauen können, der uns eine wirkliche Krümmung darstellte; wir müßen diese Krümmungen nur ahnden, nur errathen.

Indem wir nun einen Drang empfinden, das höchste Schöne in der allein in sich selbst vollendeten ganzen Schöpfung nachzuahmen, so geben wir demjenigen was uns in der Natur gerade Linien, oder bloß abzweckende Mittel zu sein scheinen, eine allmälige Neigung gegen sich selber, gleichsam als ob wir in dem großen unermeßlichen Zirkel einen kleineren im verjüngten Maaßstabe nachbilden wollten.

Indem wir uns aber die abzweckenden Mittel in der Natur, als gerade scheinende Linien

denken, so müßen wir so viele solcher dicht an einander gränzenden Linien annehmen, als es abzweckende Mittel in der Natur giebt.

Soll nun aus dem natürlichen ein Kunstwerk hervorgebracht, oder die höchste Schönheit im verjüngten Maaßstabe dargestellt werden, so muß das gleichsam negativ, oder wie durch einen Schattenriß geschehen; indem ich von der ersten gerade scheinenden Linie einen willkürlichen Abschnitt, von der angrenzenden schon einen etwas stärkern, und von der folgenden noch einen etwas stärkern Abschnitt mache, so daß diese Abschnitte der gerade scheinenden dicht an einander gränzenden Linien, wiederum eine anscheinende krumme Linie bilden, die aber im Grunde nur aus lauter Bruchstücken besteht, und nicht in einem fortgehet.

Wir wollen uns also einen unermeßlichen Zirkel in lauter an einander gränzenden Linien denken, und in demselben eine krumme Linie, die im Kleinen einen Theil des großen Zirkels

dar-

darstellt, indem sie eine Anzahl der eigentlichen Linien des großen Zirkels durchschneidet. So wie nun hier die an einander gränzenden grossen Linien durch ihren allmäligen Mangel oder durch ihre stuffenweisen Abschnitte, eine krumme Linie bilden, wodurch sie selbst durchkreuzt werden, diese krumme Linie aber nur etwas Anscheinendes und Negatives ist; so bekommen auch in den schönen Kunstwerken die abzweckenden Mittel, die wir mit den geradescheinenden aneinander gränzenden Linien verglichen haben, immermehr innre anscheinende Zweckmäßigkeit, jemehr sie äußere wahre Zweckmäßigkeit verlieren, und zuletzt kömmt ein Punkt, wo die äußere Zweckmäßigkeit gänzlich ausgeschlossen, und irgend ein Gegenstand, der in der Natur auch nur Mittel war, selbst zum Zweck gemacht wird, auf welchem sich nun alle die zusammengestellten Mittel wegen des allmäligen Abschnitts ihrer äußern Zweckmäßigkeit zu beziehen scheinen.

Je allmäliger und je sanfter nun der Uebergang dieser Mittel von ihrer äussern

Zweckmäßigkeit, zu der anscheinenden innern ist, desto geründeter wird die anscheinende krumme Linie, und ein desto getreuerer Schattenriß der höchsten Schönheit wird sie seyn.

Ginge die anscheinende krumme Linie zu gerade hinunter, so würde das Horazische Ungeheuer herauskommen. Ein Kopf vom Löwen, Schwanz von Fisch, Brüste von einem Weibe; lauter Mittel, wovon die Zwecke in der Natur auf einmal, und auf völlig gleiche Art, ohne allmälige Abstuffung abgeschnitten wären.

Dies kann uns also nicht täuschen, hier ist die fehlende natürliche äußere Zweckmäßigkeit, durch keine anscheinende innere Zweckmäßigkeit ersetzt.

Läuft die krumme Linie zu parallel mit der geraden Linie des großen Cirkels, so kömmt ein langweiliges historisches Gedicht heraus, wo die Erzählung des Trojanischen Krieges von den Eiern der Leda anhebt.

Geht die krumme Linie bis über den Punkt, wo von der äußern Zweckmäßigkeit der stärkste Abschnitt statt findet, so daß sich alles in der innern Zweckmäßigkeit verliert, und müß sie nun auf der andern Seite wieder heruntersteigen, wo die Abschnitte wieder abnehmen, und die äußere Zweckmäßigkeit wieder zunehmen muß, so wird das Kunstwerk matt, indem es sich aus seinem immer in sich selbst vollendetem Zusammenhange, in den äußern Zusammenhang der Dinge wieder verschwimmt.

Diese krummen Linien wollen wir also die Schönheitslinien, und die in dem unermeßlichen Zirkel gerade scheinenden Linien die Wahrheitslinien nennen. Die Schönheit wäre also die Wahrheit im verjüngtem Maaßstabe.

Wir können die Wahrheitslinie nicht selber biegen, sondern nur machen, daß sie sich zu biegen scheinet, indem sie mit den hervorstehenden äußersten Spitzen der angränzenden Wahrheitslinien eine krumme Linie bildet, und auf die Weise das Zusammengesetzte vorgestellt wird,

 als

als ob es etwas aus einem Stück bestehendes wäre.

Das in sich vollendete, was in der Natur durch die Succession bewerkstelligt wird, muß hier auf eine anscheinende Art durch die Zusammenstellung hervorgebracht werden. Die eingebildete Schönheitslinie durchkreuzt eine Anzahl Wahrheitslinien, indem sie denselben allmälig engere Gränzen vorschreibt, welche Gränzen eben das Wesen der Schönheitslinie ausmachen.

So muß also der Dichter bei einem jeden Dialog im Drama, dasjenige gehörig abzuschneiden wißen, was derselbe, der gewöhnlichen Folge der Dinge gemäß, nun noch ferner in sich faßen müßte; und in jedem folgenden Dialog, muß alles, was gesagt wird, immer weniger Beziehung auf irgend etwas anders in der Welt als auf die Katastrophe des Stücks haben; es muß also immer mehr äusserlich Zweckmässiges von jeder Unterredung abgeschnitten werden, je mehr das Drama in sich selbst

vol-

vollendet seyn, oder innerliche Zweckmässigkeit haben soll.

Je unmerklicher ein Künstler diese Abstufung machen kann, desto vollkommener ist sein Werk. Das Gehörige weglassen ist also eigentlich das wahre Wesen der Kunst, die mehr negativ, als positiv zu Werke gehen muß, wenn sie gefallen soll. Wie jener große Zeichner von sich sagte; er habe einen schönen Kopf mehr durch Auslöschen als durch Zeichnen hervorgebracht.

Die einzelnen Theile in einem schönen Kunstwerke müssen alle aus der Natur genommen, und also wahr seyn, aber ihre Zusammensetzung ist die Schönheit, diese ist also nur eine einzige, dahingegen die Wahrheit mehrfach ist. Je mehrfacher die Wahrheitslinien, welche durch ihre Abstufung die Schönheitslinien bilden, bis auf einen gewissen Punkt, sind, je näher sie aneinander gränzen, desto grössere Aehnlichkeit wird diese mit der unermeßlichen wirklichen Schönheitslinie haben.

Sind der eingeschloßenen Wahrheitslinien aber zu viele, so geht diese Aehnlichkeit wieder verloren: denn die Schönheitslinie weicht von ihrem Urbilde ab, und neigt sich wieder zur Wahrheitslinie.

Wenn ich in einem Drama das Aufeinanderfolgende immer als Ursach und Wirkung ansehen soll, so muß mich der Künstler niemals einen Sprung merken lassen.

Ob ich alsdann gleich das jetzt Gesagte im Dialog auf tausend andere Dinge ziehen könnte, so fühle ich mich doch gedrungen, es auf das folgende zu beziehen, und dasselbe als die Wirkung davon anzusehen, weil gerade so viel äusseres Zweckmässiges von dem Dialog abgeschnitten ist, als nöthig ist mich die zunehmende innere Zweckmässigkeit fühlen zu lassen; und doch immer nur etwas mehr, als in dem Vorhergehenden, damit die Schönheitslinie der Wahrheitslinie in so fern ähnlich werde, daß ihre Krümmung so viel wie möglich unmerklich ist, und ich auf die Weise desto leichter und angenehmer getäuscht werde.

Mil-

Milton

über den Ursprung des Bösen.

In einer bösen Stunde, o Eva, gabst du jenem falschen Wurme Gehör, der abgerichtet war, es sey von wem es wolle, des Menschen Stimme nachzubilden, nur wahr, was unsern Fall, und falsch, was die versprochne Erhöhung unsers Wesens anbetrift. Daß wir nun unsere Augen in der That eröfnet finden, und finden, daß wir Gutes und Böses unterscheiden können, das Gute nehmlich, welches wir verloren, und das Böse, welches uns statt dessen zu Theil geworden ist. — Schlimme Frucht des Wissens, wenn unsere Naktheit uns nur dadurch sichtbar wird, wenn es von Ehr' und Treue, Reinigkeit und Unschuld uns entblößt, die unsre sonst gewohnte Zierde war, und nun befleckt und voller Schmutz ist, indem

in unserm Angesicht die Zeichen der strafbaren Begierde sichtbar werden, aus welcher alles Böse entspringt; ja selbst die Schaam, der volle Schluß des Bösen, ist schon an uns sichtbar; zweifle also länger nicht an dem, was vor der Scham vorhergeht. Wie soll ich nun hinfort das Antlitz Gottes oder irgend eines Engels schauen, das ich so oft mit Freude sonst und mit Entzücken sahe. Diese himmlischen Gestalten werden diese irrdische nun ganz mit ihrem unerträglich hellen Glanz verdunkeln. O könnt' ich hier in wilder Einsamkeit in irgend einer dunklen Grotte leben, wo die höchsten Wälder, dem Stern und Sonnenlichte undurchdringlich ihre Schatten, wie der braune Abend, weit umher verbreiten. Bedecket mich, ihr Fichten; ihr Zedern mit unzähligen Zweigen hüllt mich ein, wo ich die Sonne und die Sterne nie wieder sehe! — Aber laß uns jetzt, o Eva, einen Rath ersinnen, da wir nun einmal so verwickelt sind, wie wir für jetzt am besten diese Theile vor einander bergen, die der Scham am meisten ausgesetzt, sich uns am unscheinbarsten zeigen. Irgend ein Baum, dessen breite

glatte

glatte Blätter wir um unsre Lenden gürten, mag denn diese mittlern Theile rund umher bedecken, damit der neue Gast, die Scham, dort nicht mehr sitze, und uns als unrein schelte!

Welches ist denn nun die verbotene Frucht von welcher wir gekostet, und die Erkenntniß des Guten und Bösen dadurch erlangt haben?

Sind es die Künste und Wissenschaften? Ist es der Handel, ist es der Ackerbau?

Sind dieß Abweichungen von der Natur, die sich durch sich selbst bestrafen? Oder sind diese Abweichungen eben so natürlich, wie die Natur selbst.

Wenn sie es sind, warum ist denn in allen menschlichen Einrichtungen so viel Schiefes und Verkehrtes?

Warum

Warum ist in die menschlichen Einrichtungen wirkliches Elend verwebt?

Ist es denn dem freien Willen des Menschen möglich in dieser schönen Schöpfung Gottes etwas zu verderben, so ist er ja wirklich Gott gleich, so läßt sich ja wirkliche Empörung der Geschöpfe gegen den Schöpfer, der endlichen Wirkung gegen die unendliche Ursach denken? oder vielmehr die Ursach ist denn selbst nicht mehr unendlich, weil sie durch ihre eignen Wirkungen wiederum eingeschränkt wird.

Oder ist die Freiheit der endlichen Wesen nur anscheinend? So wäre denn dieß wunderbare Ganze eine aufgezogne Uhr, die von selber abläuft, und Krieg, Unterdrückung, und alle die mißtönenden Zusammenstimmungen der menschlichen Verhältnisse, woraus das wirkliche Elend erwächst, wären also dem Schöpfer ein wohlgefälliges Spiel.

Und

Und was wäre das für ein Schöpfer? Wer bebt nicht mit Schaudern vor diesen Abgrunde zurück!

Das

Das Eisen

Ein Ideenspiel.

Das Pflanzenreich giebt dem Menschen Nahrung und Kleidung —

Das Thierreich giebt dem Menschen Nahrung und Kleidung —

Das Mineralreich giebt ihm trennende und zusammenfügende Werkzeuge, Sicherheits- Vertheidigungsmittel.

Der Mensch zerstört das Thierreich und Pflanzenreich —

Das Mineralreich, dem die Natur keine eigentliche Bildung und Form gegeben hat, wird nicht von dem Menschen zerstört, aber es zerstört den Menschen, indem es zu seinem eignen Verderben von ihm gebildet wird —

Helm

Helm, Schild — Schwerdt, Kugel, Pfeil — Stahl schützt gegen Stahl — Helm und Schild schützen Kopf und Brust gegen Schwerdt und Pfeil —

Aber weder gegen die Gewalt der zerschmetternden Bombe, noch der Kugel von Blei, die durch die Macht des angezündeten Pulvers aus dem tödtenden Rohre gejagt wird. —

Darum halten Helm und Schild in unsern Tagen den Tod und die Zerstörung nicht mehr zurück, sondern sind als eine unnütze Last des Kriegers hinweggeworfen —

Die zerstörenden Werkzeuge haben über die schützenden die Obermacht gewonnen —

Mit der erhöhten Kraft der Zerstörung hat die Erhöhung der beschützenden Kraft nicht gleichen Schritt gehalten. —

Bogen und Pfeil ist hingeworfen, und das tödtende Feuerrohr an seine Stelle getreten. —

Helm und Schild ist auch hinweggeworfen, aber an seine Stelle ist nichts getreten. —

Das Eisen rächt an dem Menschen die zerstörte Thier- und Pflanzenwelt. —

Die weiche Wolle des Schafes kleidet ihn.

Die Stämme des Baumes geben ihm, ob er sie gleich abgehauen hat, eine bequeme Wohnung, und schützen ihn vor Wind und Regen. —

Aber das Eisen, das er selbst zu seinem Verderben geschmiedet hat, zerschmettert und tödtet ihn —

Es ist das nützlichste und gefährlichste Werkzeug in der Hand des Menschen — Zerstörung bleibt immer sein vorzüglichster Zweck. —

Durch die Axt fällt der Baum —
Durch das Beil der Stier —

Durch die Säge wird die innerste Zusammensetzung des Baumes zerstört.

Durch das Messer wird die ganze innere Zusammensetzung des Thieres aufgelößt, und aus ihren festesten Fugen gebracht —

Durch

Durch die Sense fallen Aehren. — Der Mensch zerstört durch das Eisen die Thier- und Pflanzenwelt — um eine andre Schöpfung von seiner eignen Arbeit daraus hervorgehen zu lassen. —

Bald beneiden sich die Menschen unter einander diese neue von ihnen selbst hervorgebrachte Schöpfung. Daraus entsteht Krieg und Streit. — Eben das gefährliche Werkzeug, wodurch diese Schöpfung hervorgebracht wurde, zerstört sie wieder —

Die glühende Kugel verwandelt Palläste in Schutthaufen —

Die Spitze des Eisens kehrt sich gegen den Menschen selbst — und weil er damit die Ordnung der Natur zerstörte, so zerstört es ihn wieder.

Der Mensch der diese wunderbare Verkettung der Dinge, ihr In- und Gegeneinanderwirken, ihr Entstehen und wieder Vernichtet

werden, im Ganzen genommen überschauet, weiß am Ende kein Resultat daraus zu ziehen. — Die mancherley Beziehungen und Verhältnisse der Dinge untereinander wirken wieder auf seine Denkkraft, und setzen sie unwillkührlich in Thätigkeit —

Er sinnt, und sinnt, indem er glaubt auf etwas zu stoßen — allein es ist beinahe, als ob durch alles das die Fiebern seines Gehirns nur sollten in Bewegung gesetzt werden; denn am Ende ist die ganze Frucht seines Nachdenkens — ein Ideenspiel.

Vernichtung.

Laß die Gold umsäumte Wolke
Ueber jenen Hügel ziehn —
Laß sie sinken in das Meer
Wo die Purpurstreifen glühn;
Wölkchen schweben um sie her,
Gleich dem zarten Lämmervolke
Auf dem weichen Wiesengrün —
Sie ist Königin des Himmels —
Sie verbreitet Licht und Glanz —
Was trägt sie in ihrem Schooße?
Was umschließt ihr Purpurkranz?
Ist es eine goldne Schale
Die in ihrer Wölbung ruht,
Und vermischt mit Morgenstrahle
Jenes purpurrothe Blut

In die offne Wölbung gießet,
Die vom Schimmer überfließet —
Oder ist es eine Kugel
Die den Lichtstof in sich schließet,
Und sich auf der Fläche wiegt,
Wo sie von der Luft umgeben,
Wie auf einem Küssen liegt —
Ach die Purpurwolke sinket,
Doch ihr Schimmer sinket nicht —
Denn aus ihren Saume blinket
Plötzlich ein allmächtig Licht —
Nun hat sich das Licht geründet —
Und der Wolken Königin,
Welche dieses Licht gebohren,
Schwindet selbst in Nacht dahin —
All' ihr Schimmer ist verlohren —
Aber lächelnd sinkt sie hin:
Denn sie hat das Licht gebohren.
Die Gebährerin des Lichts
Sinket lächelnd in ihr Nichts.

Vor=

Vorbereitung des Edlern durch das Unedlere.

Alles, was die Natur hervorbringt, hat edlere und minder edle Theile.

Die Blätter des Baumes sind verfeinerter, als sein Stamm und seine Zweige, die Blüthe ist veredelter als die Blätter, und die Frucht ist das Edelste von allem.

Das Erdreich, worin der Baum wächst, ist noch weit gröber und ungebildeter als der Stamm desselben; und doch würden der Stamm und die Zweige nicht ohne das Erdreich, und die feiner gebildeten Blätter, Blüthen und Früchte, nicht ohne den gröber gebildeten Stamm und seine Aeste und Zweige seyn können.

Das weniger Edle muß also immer die Grundlage des Edlern seyn, und das erste muß durch das letztere bis zur höchsten Stufe der Verfeinerung vorbereitet werden.

Der Stamm verliert sich in die schlankeren Aeste, die Aeste in die zartergebildeten Zweige, die Zweige in Blätter, die Blätter in Blüthen, und die Blüthen in Früchte.

Im menschlichen Körper heißen diejenigen die edlern Theile, deren Verletzung am gefährlichsten und in welcher gleichsam der Hauptsitz des Lebens ist: die übrigen Theile des Körpers scheinen mehr um dieser willen hervorgebracht zu seyn, als daß jene selbst um der übrigen Willen hervorgebracht wären.

Nun findet aber zwischen den edlern Theilen wiederum ein grosser Rangstreit statt, und es kömmt fast alles auf die Frage an, ob der Kopf um des Magens oder der Magen um des Kopfes willen da sey? Ob der Mensch nur

denken soll, um zu essen, oder ob er essen soll, um zu leben und zu denken.

Niemand wird leugnen, daß die Gesinnungen und Handlungen des Menschen, die Blüthen und Früchte am Baume sind, die durch den gröbern Nahrungsstoff allmälig zubereitet werden. — Und dennoch denkt der größte Theil der Menschen nur um zu essen — aber er denkt doch — die Natur hat ihren Endzweck erreicht, sie hat das edlere durch das weniger edle unmerklich veranlaßt und vorbereitet.

Die Pädagogen.

Seit undenklichen Jahren war die Erziehung eine Sache, die man, wie tausend andre Dinge, ihren Gang gehen ließ, ohne sich ihre Vervollkommung zu einem besondern Augenmerk zu machen.

Es standen in unsern Tagen der Weichlichkeit und Ueppigkeit Männer auf, welche aus starken Gründen bewiesen, daß die Erziehung etwas sehr wichtiges sey; und ein großer Theil der Menschen fing an, diesen Männern zu glauben, und die Erziehung auch für etwas sehr wichtiges zu halten.

Da man nun darauf zu denken anfing, wie man eigentlich das künftige Menschengeschlecht erziehen wollte, so zerfiel dasselbe in zwei Theile, wovon man denjenigen, welcher über den

andern erhaben zu seyn glaubt, den gesitteten Theil nennt.

Zu diesem rechneten sich nehmlich alle, welche ihren Kopf mehr, als ihre Hände brauchen, und zu jenem wurden alle diejenigen gerechnet, die ihre Hände mehr als ihren Kopf brauchen.

Nun war es aber dahin gekommen, daß der denkende Theil die Hände der übrigen Menschen fast allein für sich arbeiten, und der mit den Händen arbeitende Theil die Köpfe der übrigen Menschen fast allein für sich denken ließ.

Ein ganzer Theil von Menschen war also gleichsam der Kopf der übrigen geworden, die seine Hände waren, welches ganz wieder die Ordnung der Natur ist, die einem jeden einzelnen Menschen zu seinem Gebrauch Kopf und Hände gegeben hat.

Dieß nun wieder ins Gleis zu bringen, hätte eigentlich das Hauptaugenmerk der neuen Wissenschaft seyn sollen, welche man die Erziehungskunst oder Pädagogik nannte.

Weil aber der gesittete Theil der Menschen die Erziehungsbücher verfertigte, so zog er vorzüglich sich selbst in Betrachtung, und alles lief darauf hinaus, wie er seine Geisteskräfte noch mehr vervollkommen wollte, darüber vergaß er seine Brüder, deren Hände ihm doch Nahrung und Bequemlichkeit verschaften, und denen er nicht einmal einen kleinen Theil seiner erworbenen Weisheit wollte zufließen lassen, indem er sich nicht entblödete, noch die Frage aufzuwerfen, ob man das Volk in der Täuschung oder Unwissenheit erhalten müsse oder nicht?

Die Erziehungskunst blieb daher größtentheils auf die sogenannten gesitteten Stände eingeschränkt, die dadurch noch mehr verfeinert, und noch gesitteter werden sollten, und

das Volk blieb, wie es war — denn zwischen ihm und der sogenannten feinern Welt blieb eine undurchdringliche Scheidewand.

Anstatt sich einander zu nähern, entfernten sie sich immer weiter von einander.

Daher die fürchterlich grotesken Erscheinungen von Dummheit und Aberglauben des Pöbels gerade da, wo man die höchste Aufklärung vermuthete.

Die Erziehungskunst ließ sich auf die Weise nicht mehr auf allgemeine Grundsätze zurückbringen, sondern zerfiel in so viele ganz von einander abgesonderte Methoden, als es Verschiedenheiten der Stände gab, und allenthalben zeigten sich nun Unordnung und Widersprüche.

Da dachten die weisesten unter den Vätern von dem gesitteten Theile der Menschen, daß es besser sey, wenn sich ihre gesunde Vernunft mit der warmen väterlichen Liebe vereinbarte, um

um den wahren Gesichtspunkt der Erziehungs-kunst selbst zu treffen, als wenn sie den lee-ren Hirngespinnsten mancher eingebildeter Wei-sen ferner Gehör gäben.

Und nun fanden sie, daß es gar nicht wohl gethan sey, wenn die höhern Stände die niedern zu sich wollten hinaufsteigen lassen; daß es aber sehr wohl gethan sey, wenn die höhern zu den niedern ein paar Stufen herab-stiegen.

Sie fanden, daß es zum Wohl der Mensch-heit nöthiger sey, den höhern Ständen schon in der Jugend Ehrfurcht gegen die niedern, als den niedern Ehrfurcht gegen die höhern einzuflößen.

Daß derjenige, welcher vorzüglich seinen Kopf brauchen soll, um andre zu regieren,

von

von diesen vorher gelernt haben müsse, seine Hände zu brauchen, um sich im Fall der Noth zu ernähren.

Daß die wahre Kultur schlechterdings nicht einseitig seyn könne, sondern sich verhältnißmäßig auch über die niedrigsten Stände verbreiten müsse. Und daß die höhern Stände von den niedern an Körperkultur wieder gewinnen müssen, was sie ihnen an Geisteskultur mittheilen.

Die weisen Väter, welchen es übrigens weder an Macht noch Reichthum fehlte, um ihre Absichten durchzusetzen, fielen auf ein ganz einfaches und leichtes Mittel, wozu sie weder des einen noch des andern bedurften, und wodurch sie demohngeachtet bewerkstelligten, daß die verhaßte Scheidewand zwischen den Ständen allmälig weggerückt wurde.

Daß

Daß die niedern Stände mehr Ehrfurcht gegen die höhern hegten, weil sich diese im Nothfall dasjenige selbst verschaffen konnten, was sie sonst von den niedern Ständen abhängig macht. Und daß die höhern Stände mehr Liebe und Ehrfurcht gegen die niedern hegten, weil sie einmal ihres Gleichen gewesen, und näher mit ihnen bekannt geworden waren. So daß auf die Weise bessre Richter, bessre Aerzte, bessre Lehrer des Volks, bessre Obrigkeiten, und bessre Fürsten entstanden;

Daß der Menschheit ihr erkranktes Selbstgefühl wieder gegeben ward;

Daß die Weichlichkeit der Sitten abnahm;

Daß die menschlichen Dinge sich nach und nach wieder in ihr ordentliches Gleis fügten, die alle gemeine Aufklärung mit gleichen Schritten fortging, die Stände einander immer

näher

näher rückten, und allmälig jeder Vorzug der Menschheit, sich wie der Thau des Himmels, über alle ergoß. —

Und was thaten die weisen Väter, um diese Endzwecke zu bewirken?

Sie liessen ihre Söhne Handwerke lernen.

Der

Der bildende Genius.

Je lebhafter spiegelnd das Organ von der dunkel ahndenden Thatkraft, durch die unterscheidende Denkkraft, und die darstellende Einbildungskraft, bis zu dem hellsehenden Auge und dem deutlich vernehmenden Ohre wird, um desto vollständiger und lebendiger werden zwar die Begriffe, aber um desto mehr verdrängen sie sich auch und schliessen einander aus.

Wo sie sich also am wenigsten einander ausschliessen, und ihrer am meisten nebeneinander bestehen können, das kann nur da seyn, wo sie am unvollständigsten sind, wo bloß ihre Anfänge oder ersten Anlässe zusammentreffen,

die eben durch ihr Mangelhaftes und Unvollständiges in sich selber den immerwährenden, unwiederstehlichen Reitz bilden, der sie zur vollständigen Wirklichkeit bringt.

Der Horizont der thätigen Kraft aber muß bei dem bildenden Genie, so weit wie die Natur selber seyn, das heist: die Organisation muß so fein gewebt seyn, und so unendlich viele Berührungspunkte der allumströmenden Natur darbieten, daß gleichsam die äussersten Enden, von allen Verhältnissen der Natur im Großen hier im Kleinen sich nebeneinanderstellend, Raum genug haben, um sich einander nicht verdrängen zu dürfen.

Wenn nun eine Organisation von diesem feinen Gewebe, bei ihrer völligen Entwicklung, auf einmal in der dunklen Ahndung ihrer thätigen Kraft ein Ganzes faßt, das weder in

ihr Auge noch in ihr Ohr, weder in ihre Einbildungskraft noch in ihre Gedanken kam, so muß nothwendig eine Unruhe, ein Mißverhältniß zwischen den sich wägenden Kräften so lange entstehen, bis sie wieder in ihr Gleichgewicht kommen.

Bei einer Seele deren bloß thätige Kraft, schon das Edle grosse Ganze der Natur in dunkler Ahndung faßt, kann sich die erkennende Denkkraft, die noch lebhafter darstellende Einbildungskraft und der am hellsten spiegelnde äußre Sinn, mit der Betrachtung des Einzelnen im Zusammenhange der Natur nicht mehr begnügen.

Alle die in der thätigen Kraft bloß dunkel geahndeten Verhältnisse jenes großen Ganzen, müssen nothwendig auf irgend eine Weise entweder sichtbar, oder doch der Einbildungskraft faßbar werden; und um dieß zu werden muß die Thatkraft, worinn sie schlummern, sie nach sich selber aus sich selber bilden, sie muß alle Verhältnisse des großen Ganzen, und

in

in ihnen das höchste Schöne, gleichsam wie an den Spitzen seiner Strahlen, in einem Brennpunkte fassen; — aus diesem Brennpunkte muß sich nach des Auges gemessener Weite ein zartes und doch getreues Bild des höchsten Schönen ründen, das die vollkommensten Verhältnisse des großen Ganzen der Natur eben so wahr und richtig, wie sie selbst, in seinen kleinen Umfang faßt.

Weil nun aber dieser Abdruck des höchsten Schönen nothwendig an etwas haften muß, so wählt die bildende Kraft durch ihre Individualität bestimmt, irgend einen sichtbaren, hörbaren, oder der Einbildungskraft faßbaren Gegenstand, auf den sie den Abglantz des höchsten Schönen in verjüngendem Maaßstabe überträgt. — Und weil dieser Gegenstand wiederum, wenn er wirklich das, was er darstellt, wäre durch seine Bildung zu einem für sich bestehenden Ganzen, mit dem Zusammenhange der Natur, die ausser sich selber kein eigenmächtiges Ganze duldet, nicht bestehen könnte; so führt uns dieß auf den Punkt daß jedes-

mal das innere Wesen erst in die Erscheinung sich verwandeln müsse, ehe es zu einem für sich bestehenden Ganzen gebildet werden, und ungehindert die Verhältnisse des großen Ganzen der Natur in ihrem völligen Umfange, spiegeln kann.

Da nun aber jene großen Verhältnisse in deren völligen Umfange das Schöne liegt, nicht mehr unter das Gebiet der Denkkraft fallen, so kann auch der lebendige Begriff von der bildenden Nachahmung des Schönen, nur im Gefühl der thätigen Kraft, die es hervorbringt, im ersten Augenblick der Entstehung statt finden, wo das Werk, als schon vollendet, durch alle Grade seines allmäligen Werdens, in dunkler Ahndung auf einmal vor die Seele tritt, und in diesem Moment der ersten Erzeugung, gleichsam vor seinem wirklichem Daseyn da ist; wodurch alsdenn auch jener unnenbare Reitz entsteht, welcher das schaffende Genie zur immerwährenden Bildung treibt.

Durch unser Nachdenken über die bildende Nachahmung des Schönen, mit dem reinen

Ge-

Genuß der Werke der schönen Künste selbst vereint, kann zwar etwas jenem lebendigen Begriff näher kommendes in uns entstehen, daß den Genuß der schönen Kunstwerke uns erhöht. Allein da unser höchster Genuß des Schönen dennoch das Werden desselben aus unsrer eignen Kraft unmöglich mit in sich fassen kann; — so bleibt der einzige höchste Genuß desselben immer dem schaffenden Genie, das es hervorbringt, selber; und das Schöne selbst hat daher seinen höchsten Zweck in seiner Entstehung, in seinem Werden schon erreicht; unser Nachgenuß desselben ist nur eine Folge seines Daseyns — Und das bildende Genie ist daher im grossen Plane der Natur zuerst um sein selbst und dann erst um unsertwillen da, weil es nun einmal ausser ihm noch Wesen giebt, die selbst nicht schaffen, und bilden, aber das Gebildete doch wenn es einmal hervorgebracht ist, mit ihrer Einbildungskraft umfassen können.

Die Natur des Schönen besteht ja eben darinn, daß sein innres Wesen, ausser den Grenzen der Denkkraft, in seiner Entstehung,

 in

in seinem eignen Werden liegt. Eben darum, weil die Denkkraft beim Schönen nicht mehr fragen kann, warum es schön sey? ist es schön. — Denn es mangelt ja der Denkkraft völlig an einem Vergleichungspunkte, wornach sie das Schöne beurtheilen und betrachten könnte. Was giebt es noch für einen Vergleichungspunkt für das ächte Schöne, als den Inbegriff aller harmonischen Verhältnisse des grossen Ganzen der Natur, die keine Denkkraft umfassen kann? Alles einzelne hin und her in der Natur zerstreute ist ja nur in so fern schön, als sich dieser Inbegriff aller Verhältnisse des großen Ganzen mehr oder weniger darinn offenbart. — Es kann also nie zum Vergleichungspunkte für das Schöne der bildenden Künste, eben so wenig als der wahren Nachahmung des Schönen zum Vorbilde dienen; weil das höchste Schöne im Einzelnen der Natur, immer noch nicht schön genug für die stolze Nachahmung der edlen und majestätischen Verhältnisse des großen Ganzen der Natur ist. — Das Schöne kann daher nicht erkannt, es muß hervorgebracht — oder e m p f u n d e n werden.

Weil

Weil nehmlich, in gänzlicher Ermanglung eines Vergleichungspunktes, einmal das Schöne kein Gegenstand unsrer Denkkraft ist so würden wir in so fern wir es nicht selbst hervorbringen können auch seines Genusses ganz entbehren müssen, in dem wir uns nie an etwas halten könnten, dem das Schönere näher käme, als das Minderschöne, — wenn nicht etwas die Stelle der hervorbringenden Kraft in uns ersetzte, das ihr so nahe wie möglich kömmt, ohne sie selbst zu seyn: — dieß ist, was wir Geschmack oder Empfindungsfähigkeit für das Schöne nennen; die, wenn sie in ihren Grenzen bleibt, den Mangel des höhern Genusses, bei der Hervorbringung des Schönen, durch die ungestörte Ruhe der stillen Betrachtung ersetzen kann.

Wenn nehmlich das Organ nicht fein genug gewebt ist um dem einströmenden Ganzen der Natur so viele Berührungspunkte darzubieten, als nöthig sind, um alle ihre großen Verhältnisse vollständig im Kleinen abzuspiegeln, und nur noch ein Punkt zum Schluß

des völligen Zirkels fehlt; so können wir statt der Bildungskraft nur Empfindungsfähigkeit für das Schöne haben: jeder Versuch es ausser uns wieder darzustellen würde uns mißlingen, und uns desto unzufriedner mit uns selber machen, je näher unser Empfindungsvermögen für das Schöne an das uns mangelnde Bildungsvermögen grenzt. Weil nehmlich das Wesen des Schönen eben in seiner Vollendung in sich selbst besteht, so schadet ihm der letzte fehlende Punkt so viel als tausend, denn er verrückt alle übrigen Punkte aus der Stelle in welche sie gehören — und ist dieser Vollendungspunkt einmal verfehlt, so verlohnt ein Werk der Kunst der Mühe des Anfangs und der Zeit seines Werdens nicht; es fällt unter das Schlechte bis zum Unnützen herab, und sein Daseyn muß nothwendig, durch die Vergessenheit worinn es sinkt, sich wieder aufheben.

Eben so schadet auch dem in das feinere Gewebe der Organisation gepflanzten unvollendeten Bildungsvermögen, der letzte zu seiner Vollständigkeit fehlende Punkt, so viel als tau-

send. — Der höchste Werth, den es als Empfindungsvermögen haben könnte, kömmt bei ihm, als Bildungskraft, eben so wenig, wie der geringste, in Betrachtung. Auf dem Punkte, wo das Empfindungsvermögen seine Grenzen überschreitet, muß es nothwendig unter sich selber sinken, sich aufheben, und vernichten.

Je vollkommner nun das Empfindungsvermögen für eine gewisse Gattung des Schönen ist, um destomehr ist es in Gefahr sich zu täuschen, sich selbst für Bildungskraft zu nehmen, und auf die Weise, durch tausend mißlungne Versuche, seinen Frieden mit sich selbst zu stören.

Es blickt z. B. beim Genuß des Schönen in irgend einem Werke der Kunst, zugleich durch das Werden desselben, in die bildende Kraft, die es schuf, hindurch; und ahndet dunkel den höhern Grad des Genusses eben dieses Schönen, im Gefühl der Kraft, die mächtig genug war, es aus sich selbst, hervorzubringen.

Um sich nun diesen höhern Grad des Genusses, welchen sie an einem Werke, das einmal schon da ist, unmöglich haben kann, auch zu verschaffen, strebt die einmal zu lebhaft gerührte Empfindung vergebens, etwas ähnliches aus sich selbst hervorzubringen; haßt ihr eignes Werk, verwirft es, und verleidet sich zugleich den Genuß alle des Schönen, das ausser ihr schon da ist, und woran sie nun eben deswegen, weil es ohne ihr Zuthun da ist, keine Freude findet. Ihr einziger Wunsch und Streben ist, des ihr versagten höhern Genusses, den sie nur dunkel ahndet, theilhaftig zu werden; in einem schönen Werke, das ihr sein Daseyn dankt, mit dem Bewußtsein von eigner Bildungskraft, sich selbst zu spiegeln. — Allein sie wird ihres Wunsches ewig nicht gewährt, weil Eigennutz ihn erzeugte; und das Schöne sich nur um sein selbstwillen, von der Hand des Künstlers greifen, und willig und folgsam von ihm sich bilden läßt.

Wo sich nun in den schaffen wollenden Bildungstrieb sogleich die Vorstellung vom Genuß des Schö-

Schönen mischt, den es, wenn es vollendet ist, gewähren soll, und wo diese Vorstellung der erste und stärkste Antrieb unserer Thatkraft wird; die sich zu dem, was sie beginnt, nicht an und durch sich selbst gedrungen fühlt, da ist der Bildungstrieb gewiß nicht rein; der Brennpunkt oder Vollendungspunkt des Schönen fällt in die Wirkung über das Werk hinaus; die Strahlen gehen aus einander, das Werk kann sich nicht runden.

Dem höchsten Genuß des aus sich selbst hervorgebrachten Schönen sich so nah zu dünken, und doch darauf Verzicht zu thun, scheint freilich ein harter Kampf, der dennoch äusserst leicht wird; wenn wir aus diesem Bildungstriebe, den wir uns einmal zu besitzen schmeicheln, um doch sein Wesen zu veredeln, jede Spur des Eigennutzes, die wir finden, tilgen; und jede Vorstellung des Genusses, den uns das Schöne, das wir hervorbringen wollen, wenn es nur da seyn wird, durch das Gefühl von unsrer eignen Kraft gewähren soll, so viel wie möglich zu verbannen suchen. So daß,

wenn

wenn wir es auch mit dem letzten Athemzuge erst vollenden könnten, es dennoch zu vollenden strebten. — Behält alsdann das Schöne, das wir ahnden, bloß an und für sich selbst in seiner Hervorbringung noch Reitz genug, unsre Thatkraft zu bewegen; so dürfen wir getrost unserm Bildungstriebe folgen, weil er ächt und rein ist. — Verliert sich aber mit der gänzlichen Hinwegdenkung des Genusses und der Wirkung auch der Reitz, so bedarf es ja keines Kampfes weiter — der Frieden in uns ist hergestellt. — Das nun wieder in seine Rechte getretne Empfindungsvermögen eröfnet sich zum Lohne für sein bescheidnes Zurücktreten in seine Grenzen, dem reinsten Genuß von allem Schönen, der mit der Natur seines Wesens bestehen kann.

Freilich kann nun der Punkt, wo Bildungs- und Empfindungskraft sich scheidet, so äusserst leicht verfehlt und überschritten werden, daß es gar nicht zu verwundern ist, wenn immer tausend falsche angemaaßte Abdrücke des höchsten Schönen, gegen einen ächten, durch den fal-

schen

schen Bildungstrieb, in den Werken der Kunst entstehen. Denn da auch die ächte Bildungskraft, sogleich bei der ersten Entstehung ihres Werkes auch schon den ersten höchsten Genuß desselben, als ihren sichern Lohn schon in sich selber trägt, und sich nur dadurch von dem falschen Bildungstriebe unterscheidet, daß sie den allerersten Moment ihres Anstoßes durch sich selbst, und nicht durch die Ahndung des Genusses von ihrem Werke erhält; und weil in diesem Moment der Leidenschaft die Denkkraft selber kein richtiges Urtheil fällen kann, so ist es fast unmöglich, ohne eine Anzahl mißlungner Versuche dieser Selbsttäuschung zu entkommen. — Und selbst auch diese mißlungnen Versuche sind noch nicht immer ein Beweiß von Mangel an Bildungskraft, weil diese selbst da, wo sie ächt ist, oft eine ganz falsche Richtung nimmt, indem sie vor ihre Einbildungskraft stellen will, was vor ihr Auge, oder vor ihr Auge, was vor ihr Ohr gehört.

Eben damit das ächte Schöne selten bleibe, läßt die Natur die innwohnende Bildungskraft

nicht immer zur völligen Reife und Entwicklung kommen; oder sie läßt sie einen falschen Weg einschlagen, auf den sie sich nie entwickeln kann. Und eben damit das ächte Schöne und Edle durch seinen seltnen Werth sich vom Gemeinen und Schlechten scheide, läßt sie auch aus dem angemaßten Bildungstriebe das Gemeine und Schlechte in dem Maß entstehen, als durch die Vielheit desselben die Seltenheit des ächten Schönen desto glänzender schimmern kann, ohne dadurch ganz verdrängt und überschwemmt zu werden.

In dem Empfindungsvermögen bleibt also stets die Lücke, welche nur durch das Resultat der Bildungskraft sich ausfüllt. Bildungskraft und Empfindungsfähigkeit verhält sich zu einander wie Mann und Weib. Denn auch die Bildungskraft ist bei der ersten Entstehung ihres Werks, im Moment des höchsten Genusses, zugleich Empfindungsfähigkeit, und erzeugt, wie die Natur, den Abdruck ihres Wesens aus sich selber.

Em-

Empfindungsvermögen sowohl als Bildungskraft sind also in dem feinern Gewebe der Organisation gegründet, in so fern dieselbe in allen ihren Berührungspunkten von den Verhältnissen des großen Ganzen der Natur ein vollständiger oder doch fast vollständiger Abdruck ist. Empfindungs- sowohl als Bildungskraft umfassen mehr als Denkkraft; und die thätige Kraft, worinn sich beide gründen, umfaßt zugleich auch alles, was die Denkkraft faßt, weil sie von allen Begriffen, die wir je haben können, die ersten Anlässe, stets sie herausspinnend, in sich trägt.

In so fern nun diese thätige Kraft alles, was nicht unter das Gebiet der Denkkraft fällt, hervorbringend in sich faßt, heist sie Bildungskraft; und in so fern sie das, was ausser den Grenzen der Denkkraft liegt, der Hervorbringung sich entgegen neigend, in sich begreift, in so fern heißt sie Empfindungskraft.

Bildungskraft kann nicht ohne Empfindung und thätige Kraft, die bloß thätige Kraft hin-

gegen kann ohne eigentliche Empfindungs- und Bildungskraft, wovon sie nur die Grundlage ist, für sich allein statt finden.

Des Maurerlehrlings Weihe.

Was kann die höchste, oder tiefste Weisheit Höheres lehren?
Als das: der Mensch muß edel seyn, das heißt, er muß der Menschheit Würde fühlen,
Er muß den Blick zu etwas Höherm heben,
Als das, wonach der große Haufe strebt —
Er soll für Menschen Wohl und Weh ein zart Gefühl,
Und Kraft auch in sich haben, das eine ohne Prunk,
Zu fördern, und das andre wenn gleich nicht
Zu tilgen, doch mit sanfter Hand zu mildern,
Wo nicht mit süßem Trost, der aus der Weisheit Schule kömmt!

Die Weisheit aber sagt: zu höherm Leben
Ist Duldung stets der Keim, und die Gefahren
Die den Sterblichen von allen Seiten drohn
So lange die Zerstörung ihren Schritt
Noch ungehemmt durch alle Menschenalter
hält —
Sind das, woraus des Helden Edelmuth
Des Weisen goldne Lehr' und manche schöne
That
Des wechselseitgen Beistands liebreicher Hülf'
erwächst.
So tritt der Maurer Lehrling seinen Pfad
Umringt von täuschenden Gefahren an,
Die endlich vor dem Blick des Eingeweihten
Gleich einem Traum verschwinden. — Doch so
wie
Die drohende Gefahr nur bildlich war,
So ist auch diese Einweihung ein Vorbild
Von einer höhern Weihung, die der Maurer
Wenn sie ihm werden soll, sich selbst erringen
muß,

Wo-

Wozu dieß Vorbild stets ein Wink, ein Sporn,
und Führer ist. —
In Osten dämmert noch das Licht mit blassem
Schimmer
Von daher schallt des Meisters Stimme, die
uns zur Ordnung und zur Stille ruft —
Und nicht umsonst in unserm Ohr ertönt,
Damit wir vom Geräusch des Lebens auf Mo-
mente,
Den Geist zu würdigern Gedanken sammlen
Wodurch das Leben selbst erst seinen Werth
erhält.

Die Stuffen des Gesellengrades.

Deutet hier nicht alles auf Streben nach höherer Vollkommenheit, auf immerwährendes Fortschreiten, auf Muth und Verachtung der Gefahr, auf immerwährende Annäherung zu einem aufgesteckten Ziele, wodurch das Zaudern und der Stillstand verboten, der Müssiggang schändlich wird? — Hier wehet das Panier dem wir folgen sollen — um immer zum Aufbruch bereit zu seyn, denn unser erstes Losungszeichen ist Verachtung des Todes — das zweite deutet auf Muth und Kraft zum Leben — das Zeichen, das uns näher knüpft, ist ein bedeutender Händedruck — unser erstes Losungswort macht uns aufmerksam auf das Göttliche unsers Ursprungs, das zweite auf die Kraft, die in uns wohnet.

Wir versammlen uns, um den Götterfunken wieder anzufachen, der unter der Asche glimmt — die heilige Flamme, welche dieser Tempel gleich dem Feuer der Vesta aufbewahrt, soll unsere Brust durchglühen und unser Wesen veredeln. — Wir beschwören den Geist, der in uns selber verborgen wirkt und lebt, daß er mit Macht sich äußere, die Nebel der eigennützigen Sorgen durch seinen angebohrnen Glanz verscheuche, und Licht und Klarheit in uns, und um uns her verbreite.

Die Binde ist nun von des Lehrlings Augen gefallen — ihm leuchtet ein flammender Stern auf dunklem Pfade —

Die Stuffen zu dem Heiligthum müssen erstiegen werden — und ihre Zahl bezeichnet harmonischen Zusammenklang, worin die Leiter der Töne schlummert, aus welcher mannichfaltige Melodien sich entwickeln — wohin wollen diese Winke anders deuten, als daß der Maurer jede Stuffe zur Vollkommenheit, jede höhere Geistesentwickelung zum Ziele seiner Be-

strebungen machen, und alle das Schöne, was Menschen dachten und empfanden, sich zueignen, und die Frucht davon genießen soll.

Denn was die Vorwelt erfunden hat, soll die Nachwelt nutzen, und Künste und Wissenschaften sind, sobald sie erfunden worden, ein Eigenthum der Menschheit. — Die zerstreuete Menschheit aber soll sich in unsrer Loge sammlen, hier soll der Sitz der wechselseitigen Mittheilung, so wie der Eintracht und des Friedens seyn. — Das Geheimste und Wichtigste soll hier zur Sprache kommen und vor dem Blick des Maurers das Innerste unsers Wesens sich enthüllen.

Dazu aber ist es nöthig, die Stuffen der Menschenbildung zu ersteigen, Kenntnisse, welche Geist und Herz erheben, sich zu erwerben, und diese mit den maurerischen Kenntnissen zu verknüpfen, um in den Symbolen der Maurerei den Punkt zu finden, der uns allein den innern Frieden giebt. — Denn dieser Frieden

soll keine träge Ruhe, sondern eine feste Resignation seyn, die auf jeden Erfolg gefaßt, nur desto thätiger ist, und ohne Furcht und Schrecken an jähen Abgründen die Lebensbahn hinwandelt.

Dann erst ist die Loge für uns so hoch wie der Himmel, und reicht vom Aufgange bis zum Niedergange. — Der gestirnte Himmel ist ihre Decke, und ihr Fußboden wohin unser Fuß treten mag — wir finden sie in uns, und uns in ihr zu allen Zeiten wieder. — Wo Ordnung, Ebenmaaß, und Schönheit in bleibenden Werken der Menschen, ihren Worten, oder Thaten herrscht, da glänzt im hellen Stern der Buchstabe mit der Flammenschrift — und wo ein neues Gefilde des Denkens sich eröfnet, da sind die Stuffen zum Heiligthum.

Hier soll der erste Schlag des Hammers den ernsten Gedanken in unsre Seele rufen: daß über unsern Häuptern unsichtbar unser Schicksal schwebt, und wir mit festem Tritt durchs Leben gehen, und in uns selbst den Frieden

finden müssen, der außer uns nicht ist. — Ordnung und Stille sollen hier den Ton der Harmonie in unser Leben bringen — und jedes Sinnbild soll zur rechten Zeit vor unsre Seelen treten, und uns mit leiser Stimme warnen, so oft der Fuß von seiner Bahn abweicht.

Hier steht ein Pfeiler, der nicht wankt, er bürgt die Götterkraft, die in uns wohnt, flößt Muth zum Leben ein. — Hier meine Brüder wollen wir verweilen; denn unsre Meister rufen uns entgegen: aus Mitternacht flammt der Stern — sein Licht verschwindet — und der Vorhang fällt. — —

Mutius Scävola.

Dadurch daß die That des Mutius Scävola erwünschte Folgen hatte, wurde sie nicht im geringsten edler, als sie war, und würde auch, ohne den Erfolg, von ihrem innern Werthe nichts verlohren haben; sie brauchte nicht nützlich zu seyn, um edel zu seyn; bedurfte des Erfolges nicht, eben weil sie ihren innern Werth in sich selber hatte.

Und wodurch anders hatte sie diesen Werth, als durch sich selbst, durch ihre Entstehung, durch ihr Daseyn?

Das edle und große der Handlung lag ja eben darinn, daß der junge Held, auf jeden Erfolg gefaßt, das alleräusserste wagte, und da es ihm mißlang, ohne Bedenken seine

Hand in die lodernde Flamme streckte, ohne noch zu wissen, was sein Feind in dessen Gewalt er war, über ihn verhängen könnte. —

So kann nur der handeln, welcher eine große That, deren Erfolg so äußerst ungewiß ist, um dieser That selbstwillen, unternimmt, wovon allein schon das große Bewußtseyn ihn für jeden mißlungnen Versuch schadlos hält.

Wäre Mutius, unter andern Umständen, bloß das Werkzeug eines andern, dem er aus Pflicht gehorchte, zu einer ähnlichen That gewesen, und hätte sie, mit Beistimmung seines Herzens, vortrefflich, und so wie er sollte, ausgeführt; so hätte er zwar noch nicht im eigentlichen Sinne edel, aber sehr gut gehandelt: denn ob gleich seine Handlung auch schon vielen Werth in sich selber hat, so wird doch ihre Güte zugleich noch mit durch den Erfolg bestimmt.

Hätte

Hätte aber eben dieser Mutius den Angriff auf den Feind seines Vaterlandes meuchelmörderischer Weise aus Privatrache und persönlichem Haß gethan, und sie wäre ihm nicht mißlungen, so hätte sie seinem Vaterlande, ohne gut und edel zu seyn, dennoch genützt, und hätte, ohne den mindesten innern Werth zu haben, dennoch, durch den Erfolg, eine Art von äußerm Werth erhalten.

Wie nun das Gute zum Edlen; eben so muß das Schlechte zum Unedlen sich verhalten: das Unedle ist der Anfang des Schlechten, so wie das Gute der Anfang des Schönen und Edlen ist; und so wie eine bloß gute noch keine edle, so ist eine bloß unedle deswegen noch keine schlechte Handlung.

Und wie das Nützliche zum Guten, eben so verhält wiederum das Unnütze sich zum Schlechten: das Schlechte ist gleichsam der Anfang des Unnützen, so wie das Nützliche schon der Anfang des Guten ist: wie das bloß Nütz-

liche

liche deswegen noch nicht gut ist, so ist auch das bloß Schlechte deswegen noch nicht unnütz.

Nun steigen die Begriffe von unedel, schlecht und unnütz eben so herab, wie die Begriffe von nützlich, gut, und schön, heraufsteigen. Von den heraufsteigenden Begriffen steht das Edle und Schöne auf der höchsten, so wie von den herabsteigenden das Unnütze auf der niedrigsten Stuffe. Von allen diesen Begriffen nun stehen der vom Schönen und der vom Unnützen am weitesten von einander ab, und scheinen sich am stärksten entgegen gesetzt zu seyn; da wir doch vorher gesehen haben, daß das Schöne und Edle sich eben dadurch vom Guten unterscheidet, daß es nicht nützlich seyn darf um schön zu seyn, und also der Begriff vom Schönen mit dem Begriff vom Unnützen oder nicht Nützlichen sehr wohl müßte bestehen können.

Hier zeigt es sich also, wie ein Zirkel von Begriffen sich zuletzt wieder in sich selbst verliert, indem seine beiden äußersten Enden ge-

rade da wieder zusammenstoßen, wo, wenn sie nicht zusammenstießen, von einem zum andern der weiteste Weg seyn würde.

Der Begriff vom Unnützen nehmlich, in so fern es gar keinen Zweck, keine Absicht außer sich hat, warum es da ist, schließt sich am willigsten und nächsten an den Begriff des Schönen an, in so fern dasselbe auch keines Endzwecks, keiner Absicht, warum es da ist, ausser sich bedarf, sondern seinen ganzen Werth, und den Endzweck seines Daseyns in sich selber hat.

In so fern aber nun das Unnütze nicht zugleich auch schön ist, fällt es auf einmal wieder am allerweitesten vom Begriff des Schönen, bis unter das Schlechte herab, weil es nun, weder in sich noch ausser sich, eine Absicht hat, warum es da ist, und sich also gleichsam selbst aufhebt. Ist aber das Unnütze, oder dasjenige, was außer sich keinen Endzweck seines Daseyns hat, warum es da ist, zugleich auch schön,

so

so steigt es plötzlich auf die höchste Stuffe der Begriffe bis über das Nützliche und Gute empor, indem es eben deswegen keines Endzwecks außer sich bedarf, weil es in sich so vollkommen ist, daß es den ganzen Endzweck seines Daseyns in sich selber hat.

Die drei aufsteigenden Begriffe von nützlich, gut und schön, und die drei absteigenden von unedel, schlecht und unnütz, bilden also aus dem Grunde einen Zirkel, weil die beiden äussersten Begriffe vom Unnützen und vom Schönen sich gerade am wenigsten einander ausschliessen; und der Begriff des Unnützen von dem einen, für den Begriff des Schönen von dem andern Ende, gleichsam die Fuge wird, in die es sich am leichtesten hineinstehlen und verlieren kann.

Steigen wir nun die Leiter der Begriffe herab, so verträgt sich schön und edel zwar mit unnütz, aber nicht mit schlecht und unedel; gut verträgt sich mit nicht edel, aber nicht

mit

mit schlecht und unnütz; nützlich mit schlecht und unedel, aber nicht mit unnütz; unedel mit gut und nützlich aber nicht mit schön; schlecht mit nützlich, aber nicht mit schön und gut; unnütz mit schön aber nicht mit gut und nützlich: die Begriffe müssen sich immer gerade da wieder entgegen kommen, wo sie am weitesten von einander abzuweichen, und sich zu verlassen scheinen.

Die

Die Unschuldswelt.

Wenn alle Menschen immer Schafe geweidet hätten, so wären sie wohl ganz glücklich gewesen. — Aber was wäre denn aus unserer Geschichte geworden? — Wo hätten wir von Schlachten zu Land und zur See, von eroberten Städten, von Feldherrntugenden, von Heldenmuth und Tapferkeit, von Bündnissen und Staatsverfassungen zu hören und zu lesen bekommen?

Dieser Welt von Ereignissen, die nun auf dem Schauplatz und in der Geschichte eine so angenehme Wirkung auf unsre Einbildungskraft macht, wären wir dann verlustig gegangen.

Wo hätte dann der Stoff zu einer Iliade, zu einer Aeneide herkommen sollen?

Armselige Welt, die dann geblieben wäre,

Ohne Schwerdt und Helm,
Ohne Schlachten,
Ohne Kriegsrüstungen,
Ohne Blutvergießen,
Ohne Trauerspiele,
Ohne Geschütz und Bombe,
Ohne Schanz' und Bollwerk,
Ohne stehende Kriegsmacht,
Ohne Könige, ohne Fürsten!

Wahrlich um so viel große und majestätische Dinge, sich zusammen zu denken, verlohnt es sich doch wohl noch der Mühe, unglücklich zu seyn.

Alle diese großen Dinge müssen ja doch einen Zweck haben. —

Was wären denn die Bomben wenn keine Glieder dadurch zerschmettert, und die Schwerdter, wenn nicht Menschen dadurch getödtet würden?

Das veredelt ja eben die Werkzeuge der Zerstörung, daß sie das Edelste auf Erden in solcher Menge zernichten und zerstören.

Wenn Tausende an einem Tage vor dem Schwerdtstreich fallen, das ist doch etwas Großes.

Und das Große wollen wir ja; unsre Seele will ja erweitert seyn, unsre Einbildungskraft will viel umspannen.

Wenn also dieser Zweck nur erreicht wird, so mag darüber zu Grunde gehn, was da wolle; das Zugrundegehen ist eben so etwas tragisches, die Seele erschütterndes, dessen Anblick wir uns sehr gerne gefallen lassen, sobald es nur uns selber nicht mit betrift.

Wir alle sind im Grunde unsers Herzens kleine Neronen, denen der Anblick eines brennenden Roms, das Geschrei der Fliehenden, das Gewimmer der Säuglinge gar nicht übel behagen würde, wenn es so, als ein Schauspiel, vor unsern Blicken sich darstellte.

Den

Den Zweck haben wir also erreicht: unsere Gedanken sind erweitert; wir sind den Göttern gleich geworden; aber unsre neuen Ideen haben wir uns nicht sowohl durch Bauen, als durch Zerstören geschaffen. Da wir nicht Schöpfer werden konnten, um Gott gleich zu seyn, wurden wir Zernichter; wir schufen rückwärts, da wir nicht vorwärts schaffen konnten. Wir schufen uns eine Welt der Zerstörung, und betrachteten nun in der Geschichte, im Trauerspiel, und in Gedichten unser Werk mit Wohlgefallen.

Denn da allein kann es noch überblickt, und mit Wohlgefallen betrachtet werden. In der Wirklichkeit, oder in dem wirklichen Entstehen, beschäftigt es so viele Hände, und so viele Gedanken im Kleinen, daß das eigentliche Grosse gar nicht mehr in Betracht kommen kann. Das Große schaft sich erst nachher die zusammenfassende Phantasie.

Das ist nun die phantastische Größe, das Gott gleich seyn wollen, wornach wir streben. —

Um uns ein eingebildetes Gut zu schaffen, unterziehen wir uns wirklichen Uebeln. —

So eine gebaute Stadt mit ihren Thürmen und Pallästen ist doch schön, wenn sie nun da steht; so etwas fällt doch gut ins Auge — —

Ach das übertünchte Grab; mit seinen vergoldeten Leichensteinen!

Inwendig nagen der Neid, die Habsucht, die quälende Unzufriedenheit, die um sich fressende Vergleichungssucht, an den verwesenden Leichnam des entseelten Menschenglücks.

Verpestete Kerker, Zuchthäuser, Behausungen des Elends, mit Todtengerippen und Unsinn erfüllte Tempel, mühevolle Werkstätte, wo täglich das Rad des Ixion auf und nieder gewälzt wird! Sammelplätze unsinniger Vergnügungen, um von unsinnigern Arbeiten auszuruhen! Freistätte viehischer Wollust! Fürchterliche Glücksräder, die den Lohn der Mühe verschlingen, und ihn wieder aus ihrem Rachen speien, um die Faulheit zu krönen, und des Fleißes zu spotten. Und vor allen jenes fürch-

ter-

terliche Glücksrad, das sich unaufhörlich dreht; aus welchem ein ieder schon bei der Geburt sein Loos zieht, das ihn entweder zur Eins bei der Null, oder zur Null bei der Eins bestimmt.

Wenige giebt es hier der Gewinnste, und der Verluste unzählige; damit — o des Wahnsinns! — der Gewinn, der auf einen einzigen fällt, desto größer sey.

Und was ist denn nun das am Ende für ein herrliches Werk, was uns durch alle diese Aufopferungen entstanden ist?

Wo duftet denn nun die Blume die aus diesem unreinen Schutt emporsprießt?

Ist es der Gedanke, den ich denke?

O dieser Gedanke ist mit Bitterkeit erfüllt: er ist eine wurmstichige Frucht von dem einladenden Baume im Garten.

Und doch ist der gegenwärtige Gedanke mein Alles in diesem Augenblicke. Er ist in diesem Augenblick der Schlußstein des Ganzen, das mich umgiebt; das Resultat meiner ganzen vor-

vorhergehenden Existenz; der Zweck, die Vollendung meines Daseyns, wenn ich in diesem Augenblick aufhörte zu seyn.

Und dieser Gedanke ist selbst unvollendet; ein schwebender Zweifel; eine ewige Frage, die keinen Ruhepunkt findet, zu dem sie sich heruntersenken kann.

Und mit dem schwebenden unvollendeten Gedanken sollt' ich aufhören zu seyn? Und das wäre also der letzte Zweck, die höchste Vollendung der mich umgebenden Welt in mir?

Der Prediger in der Wüsten.

Wir feiern unsern großen Stiftungs-Tag,
Den wir nach unserm ersten Stifter nennen:
Doch, wenn der bloße Nahme uns nicht täuscht,
So feiern wir in diesem Feste,
Und in Gemeinschaft aller guten Menschen,
Das schöne Fest der Weisheit und der Tugend,
Der selbst Johannes in der Wüsten, unser Stifter
Mit seinem Leben huld'gen mußte,
Um werth zu seyn, daß eine späte Nachwelt

Mit Ehrfurcht seinen Nahmen nennt.
O daß doch nun in diesem Tempel,
Der eine frohe Menschenzahl umschließt,
Der Himmel mit der Erde sich vermähle,
Und das Gefühl von jenem Götterfunken,
Der von dorther stammt, des Maurers Brust belebe!
Daß wir dem höchsten und uralten Orden
Der wechselseitgen Treue und Gerechtigkeit
Mit allen unsern Maurerzeichen huld'gen möchten!
Damit der ganzen Welt sich offenbare,
Daß unser letzter Zweck das Licht nicht scheue,
Und daß kein Frevel sich zu unsern Mauern naht!

Erinnerungen
aus den frühesten Jahren der Kindheit.

Die allerersten Eindrücke, welche wir in unsrer frühesten Kindheit bekommen, sind gewiß nicht so unwichtig, daß sie nicht vorzüglich bemerkt zu werden verdienten.

Diese Eindrücke machen doch gewissermaßen, die Grundlage aller folgenden aus; sie mischen

sich oft unmerklich unter unsre übrigen Ideen, und geben denselben eine Richtung, die sie sonst vielleicht nicht würden genommen haben.

Wenn die Ideen der Kindheit bei mir erwachen, so ist es mir oft, als ob ich über die kurze Spanne meines Daseyns zurück schauen könnte, und als ob ich nahe dabei wäre, einen Vorhang aufzuziehn, der vor meinen Augen hängt.

Freilich merke ich es deutlich, daß dieses oft nur Erinnerungen von Erinnerungen sind. Eine ganz erloschene Idee war einst im Traume wieder erwacht, und ich erinnere mich nun des Traumes, und unmittelbar durch denselben erst jener wirklichen Vorstellungen wieder.

Auf die Art weiß ich es, wie meine Mutter mich einst im Sturm und Regen, in ihren Mantel gehüllt, auf dem Arme trug, und ich mich an sie anschloß, ich kann die wunderbar angenehme Empfindung nicht beschreiben, welche mir diese Erinnerung gewährt.

In meinem dritten Jahre zog meine Mutter mit mir aus meiner Geburtsstadt weg, die

ich

ich seitdem nicht wieder gesehen habe. Ich erinnere mich aber dem ohngeachtet noch einiger Gegenstände, die dort einen vorzüglichen Eindruck auf mich machten. Einer dunkeln tiefen Stube bei unserm Nachbar, den wir des Abends zuweilen zu besuchen pflegten. Der kleinen Schiffe, welche auf der Weser fuhren, und wo ich einige Weiber am Rande sitzen sahe. Eines Brunnens nicht weit von unserm Hause, dessen Bild mir immer auf eine ganz eigne Art im Gedächtniß geschwebt hat, und wobei es mir noch jetzt in diesem Augenblick ist, als ob ich wehmüthig in eine dunkle Ferne blickte.

Sollten vielleicht gar die Kindheitsideen das feine unmerkliche Band seyn, welches unsern gegenwärtigen Zustand an irgend einen vergangenen knüpft, wenn anders dasjenige, was jetzt unser Ich ausmacht schon einmal, in andern Verhältnissen, da war?

Unzähligemale weiß ich schon, daß ich mich bei irgend einer Kleinigkeit an etwas erinnert habe, und ich wußte selbst nicht recht an was. Es war etwas, daß ich nur im Ganzen um-

faßte, was irgend eine dunkle entfernte Aehnlichkeit mit meinem gegenwärtigen Zustande gehabt haben muß, ohne daß ich mir denselben deutlich entwickeln konnte.

Wenn dasjenige, was jetzt unser Ich ausmacht, schon einmal in andern Verhältnissen da war, so müßten wohl nur die halberloschnen Kindheitsideen das feine unmerkliche Band seyn, wodurch unser gegenwärtiger Zustand an den vergangenen geknüpft würde; sie sind gleichsam ein zarter Faden, wodurch wir in der Kette der Wesen befestigt sind, um so viel wie möglich isolirte, für sich bestehende Wesen zu seyn.

Unsre Kindheit wäre dann der Lethe, aus welchem wir getrunken hätten, um uns nicht in dem vorhergehenden und nachfolgenden Ganzen zu verschwimmen, sondern eine individuelle, gehörig umgränzte Persönlichkeit zu haben.

Wir sind gleichsam in ein Labyrinth versetzt, woraus wir den Faden nicht wieder zurück finden können, und ihn auch vielleicht nicht wieder zurück finden sollen — wir knüpfen

daher den Faden der Geschichte an, wo der Faden unsrer eignen Rückerinnerung reißt, und leben, wo unsre eigne Existenz uns schwindet, in der Existenz der Vorwelt zurück

Noch gab es keinen Theseus, der aus diesem verwickelten Lebenslabyrinthe den Ausweg durch Rückerinnerung erfunden hätte, und wenn es einen gäbe, so würde man sehr strenge Beweise fordern, welche wir aufzustellen schwerlich im Stande seyn würden: die Rückerinnerung würde also ihm allein zu statten kommen, oder vielmehr nicht zu statten kommen; denn ein solcher Mensch müßte eine übernatürliche Stärke der Seele besitzen, oder die Aussicht, die sich ihm eröfnete, müßte ihm dem Wahnwitz nahe bringen, er müßte nothwendig seine isolirte Ichheit, seine Persönlichkeit verlieren: er würde lebend aufhören, zu seyn.

So lange die Welle über die umgebende Wasserfläche emporragt, und gewissermaßen von dieser Umgebung abgeschnitten ist, hat sie nur ein für sich bestehendes Daseyn, ist aber gegen das umgebende Ganze unendlich klein;

so bald sie sich wieder in das umgebende Ganze verliert, ist sie mit demselben zwar größer, aber sie ist nun nicht mehr was sie war; sie hat ihren Augenblick ausgedauert, und gerade dieselben Wassertropfen werden sich vielleicht nie wieder zusammen finden, um eine Welle zu bilden.

Dieß sind zwar Bilder und Gleichnisse; allein wegen der großen Aehnlichkeit zwischen der Geister- und Körperwelt in ihren Verhältnissen, geben Bilder uns oft mehr Aufschlüße, als Abstraktionen, wenn wir sie immer nur als Bilder betrachten.

Es ist nicht unangenehm, sich zuweilen in weiten dämmernden Aussichten, in Ahndungen und Träumen von einem vergangnen oder künftigen Daseyn anderer Art, wie das Gegenwärtige, zu verlieren, sobald dieß Verlieren ein bloßes Spiel bleibt, und wir immer wieder zur gehörigen Zeit auf den gegenwärtigen Lebensfleck zurückkehren, von welchen unsre gewisseste Glückseligkeit abhängt, und wo

wir sie gleichsam aus der ersten Hand erhalten.

Laune.

Die gute Laune, die Zufriedenheit mit uns selber ist die Mutter aller Tugenden — sie ist aber ein kostbares Ding, und zerbrechlich wie Glas.

Ehe jemand zu einer solchen Fertigkeit gekommen ist, daß nichts so leicht die Grundfesten seiner Handlungen mehr erschüttern kann, muß er über die gute heitere Stimmung seiner Seele, wie über eine aufkeimende Pflanze wachen, die der kleinste Stoß vom Winde zerknicken kann.

In der Folge kann man zwar schon etwas dreister seyn; aber ganz sicher nie —

Man suche nur seine Arbeit lieb zu gewinnen, und sie belohnt einem mit Zufriedenheit und Vergnügen.

Jemehr man seines Gegenstandes Meister wird, desto anziehender wird er für einen.

Vor allen Dingen aber hat man sich vor jenem tauben Hinbrüten in Acht zu nehmen, wo ohne Ziel und ohne Zweck ein Augenblick nach dem andern verfliegt, ohne daß man gelebt hat.

Zum mindesten mache man Beobachtungen über seinen Zustand, wenn einem sonst nichts weiter übrig ist, so wird man doch nie ohne eine interessante Beschäftigung seyn!

Seelenheilkunde.

Das eigentliche Glück unsres Lebens hängt doch davon ab, daß wir so wenig, wie möglich, neidisch, habsüchtig, eitel, träge, wollüstig, rachsüchtig u. s. w. sind; denn alles dieß sind ja Krankheiten der Seele, die uns oft mehr, wie irgend eine körperliche Krankheit, die Tage unsres Lebens verbittern können.

Da nun das Wesen der Seele vorzüglich in ihrer vorstellenden Kraft besteht, so muß auch der Ursprung der Seelenkrankheiten in irgend einer zur Gewohnheit gewordenen unzweckmäßigen Aeußerung dieser Kraft zu suchen seyn. Denn wenn ich hier z. B. von der Trägheit rede, so rede ich nicht von ihr, in so fern sie im Körper, sondern in so fern sie in der vorstellenden Kraft der Seele gegründet ist und also auch durch eine bessre Lenkung derselben ihr wieder abgeholfen werden kann.

Eben so wenig aber wie es dem Lahmen etwas helfen würde, wenn ich ihm sagen wollte: bewege dich — eben so wenig würd' ich dadurch auf den Trägen wirken, wenn ich ihm sagte: sey nicht träge, oder wenn ich ihm auch zu beweisen suchte, daß es unrecht sey, träge zu seyn.

Ich muß vielmehr der Ursach seiner Trägheit in irgend einer verwöhnten Richtung sei-

ner vorstellenden Kraft nachspähen, und der vorzüglich entgegen zu arbeiten suchen.

Nun finde ich aber, daß dasjenige, was mich in Thätigkeit erhält, immer das Zusammendenken von Ursach und Wirkung ist, indem ich mir die Letztere nur möglich denke, wenn die erstere vorher gegangen ist.

Ich schließe also, daß der Unthätige, der Träge seinen Geist verwöhnt hat, Wirkung und Ursach gehörig zusammen zu denken. Er denkt sich angenehme Wirkungen, ohne auf die Ursach oder die thätige Kraft Rücksicht zu nehmen, wodurch sie allein möglich gemacht werden können.

Mein Bestreben wird also dahingehen, die Federkraft der Gedanken, den gehörigen Ton in den Vorstellungen wieder herzustellen, wodurch sie in die nöthige Verbindung gebracht werden, die dazu erfordert wird, wenn sie Handlungen veranlassen sollen. —

Ich werde die Vorstellungen von den Ursachen, in die Vorstellungen von den Wirkungen die auf eine schädliche Weise von einander getrennt waren, aufs neue wieder zu verflechten suchen.

Ohne dem Trägen jemals irgend einen Vorwurf über seine Trägheit zu machen, oder ihm nur den Nahmen Trägheit zu nennen, werde ich, so lange die Kur dauert, ihn in allen, was er um sich her erblickt, in allen Bequemlichkeiten, die er genießt, die Unmöglichkeit der Wirkung, ohne die Ursach, so lange bemerken laßen, bis seine vorstellende Kraft sich endlich selbst zu dieser immerwährenden Richtung im Denken wieder gewöhnt; so daß an irgend einer angenehmen Idee aus der Region der Vorstellungen von den Wirkungen, sich immer aus der Region der Vorstellungen von den Ursachen, die minder angenehme, wodurch jene allein wirklich gemacht werden kann, unwillkührlich anschließt.

So scheint es, daß der Neid vorzüglich in einem Mißbrauch der vergleichenden Kraft der Seele gegründet ist.

In einer zu großen Aufmerksamkeit auf die Verhältnisse der Dinge, ohne Rücksicht auf die Dinge selbst.

Statt daß ich also die Vorstellungen des Trägen mehr in Verbindung, in Wirkung und Gegenwirkung auf einander zu bringen suche, muß ich die Vorstellungen des Neidischen, so lange die Seelenkur dauert, vom Morgen bis an den Abend, bei allen Gegenständen, die er um sich her erblickt, zu isoliren suchen. Ich muß ihn durch Uebung lehren, das, womit sich seine Denkkraft beschäftiget, ganz an und für sich, und in sich vollendet, ohne Rücksicht auf irgend etwas anders, zu betrachten. —

Die Habsucht scheint in einer Verwöhnung der vorstellenden Kraft zu liegen, sich mit den Dingen außer sich zu oft zusammen zu denken; wodurch man am Ende unfähig wird, die gehörigen Grenzlinien zwischen einem Ich, und den nächsten Umkreisen desselben zu ziehen. Wo also die Anlage zu dieser Seelenkrankheit bemerkt wird, da kömmt es wohl vorzüglich darauf an, daß man der ver-

wöhn-

wöhnten Denkkraft vom Morgen bis an den Abend, dadurch entgegen zu arbeiten sucht, daß man bei der Betrachtung aller äußern Gegenstände, die Grenzlinie zwischen denselben und unserm Ich so genau wie möglich zieht, — daß man ihren abstechenden Unwerth gegen das denkende Wesen immer auffallender macht, — die ganze Summe von Verstellungen, die unter dem Haben begriffen sind, gegen diejenigen, die das Seyn in sich faßt, auf alle Weise zu schwächen, und zu verdunkeln sucht.

Bei dem Verschwender, der sich selber nur zu sehr genug ist, sieht man leicht, daß man den ganz entgegengesetzten Weg wird gehen müssen.

Die vorstellende Kraft des Wollüstigen ist zu sehr auf seinen Körper als Materie geheftet. — Man lehre ihn unablässig den wunderbaren Bau und Zusammensetzung desselben, wodurch er zu Bewegung und Eindruck fähig wird, und die Einbildungskraft des Wollüstigen wird, wenn sie nicht in hohem Grade verderbt ist, gereinigt werden.

Die Eitelkeit entsteht aus einer Verwöhnung unsrer Denkkraft, wo wir unser eignes Ich nicht nur zum Gegenstande, sondern auch zugleich zum Zweck unsers Denkens machen. Wir können und müssen unser eignes Ich nothwendig zum Gegenstande unsers Denkens machen, wenn wir je in die Natur unseres Wesens tiefer eindringen wollen; aber ein edles Gemüth wird doch vorzüglich zu dieser Aufmerksamkeit auf sich selber angespornet, um auch andern dadurch nützlich zu seyn. — Der eitle Mensch hingegen denkt nichts, als sich, und denkt sich, und alles übrige, was er denkt, auch bloß um seinetwillen. — Er ist immer der Mittelpunkt von allem. —

Dieser Verwöhnung der Denkkraft wird vielleicht am besten durch ein zweckmäßiges Studium der Geschichte und Astronomie entgegen gearbeitet werden können. — Diese Seelenkrankheit ist übrigens vielleicht am schwersten zu heilen; sie ist zu sehr in das Innerste des Menschen verwebt; man müßte ihn gleichsam aus sich selbst herausreißen. — Wenn die Kur nicht gefährlicher wäre, als die Krank-

heit

heit, so würde man sie vielleicht noch am ersten unterdrücken können, indem man bei einem sehr eitlen Menschen die vergleichende und Verhältnisse beobachtende Kraft der Seele vorzüglich zu erwecken suchte, wodurch aber wieder der Neid als eine neue und gefährlichere Seelenkrankheit verursacht werden würde.

Die Schöpfung in der Seele des Menschen.
(Er scheidete das Licht von der Finsterniß.)

Auf den ersten Unterschied zwischen Licht und Finsterniß, folgte der zweite große Unterschied zwischen Himmel und Erde; und dann der dritte zwischen Erde und Wasser.

Es ist gleichsam, als ob der betrachtende Mensch diese großen Unterschiede erst hätte bemerken müssen, ehe noch seine Aufmerksamkeit aus die kleinern fallen konnte.

Nachdem er sich oft über die größte Erscheinung in der Natur, über den aufgehenden Tag und über die dämmernde Nacht gewundert

hatte, so fiel seine Aufmerksamkeit auf einen neuen Untetschied indem er erst über sich und dann vor sich nieder blickte, oben das glänzende Blau des Himmels, und zu seinen Füßen d e dunklere, feste Erde sahe.

Nachdem dieser Unterschied seine Sinne genug beschäftiget hatte, so fing er nun an auf der Erde selbst, worauf sonst noch alles ohne Figur und Gestalt vor seinen Blicken schwankte, den auffallendsten Unterschied zwischen der undurchsichtigen Erde und dem spiegelhellen Wasser zu bemerken.

Und nun entdeckte er allmälig die kleinern Unterschiede zwischen den Gegenständen, die ihm sonst noch alle in eins zu fließen schienen; zuerst hielt sich seine Aufmerksamkeit an den leblosen Gegenständen fest, weil diese seiner Vorstellung nicht so schnell entwischen konnten.

Aufmerksamer betrachtete er die Fläche der Erde, und prägte sich ein Bild von den Bäumen und Pflanzen ein, die auf ihr wachsen; er blickte gen Himmel, und lernte nach und nach die Sonne, den Mond und die Sterne

von

von dem Himmel, an dem sie glänzten, unterscheiden.

Endlich gelang es ihm auch sich ein festes Bild von den lebenden und webenden Geschöpfen, von den Vögeln unter dem Himmel, von den Fischen im Wasser, und von den Thieren auf der Erde einzuprägen.

Nachdem er auf die Weise die ganze Natur außer sich unterscheiden gelernt hatte, so gelangte er zu dem völligen süßen Bewußtseyn seiner selbst, wodurch er sich von allem, was ihn umgab, unterschied. — Wie natürlich sind dieser Erzählung zugleich die simpelsten Begriffe von Zeit und Zahl mit eingewebt, welche durch die beständige Wiederkehr einer und ebenderselben Naturerscheinung, Morgen und Abend, nothwendig erweckt werden mußten; daher die öftere Wiederholung: so ward aus Abend und Morgen der erste, zweite Tag u. s. w.

So lange der Mensch noch ohne Sprache war, muß die Welt gleichsam ein Chaos für ihn gewesen seyn, worin er nichts unterscheiden konnte, wo alles wüste und leer war, und

Dunkel und Finsterniß herrschte — Da aber die Sprache mit ihren ersten Tönen die schlummernde Vorstellungskraft erweckte, da fing es an zu tagen; und die Morgendämmerung brach hervor — die Schöpfung, welche der Mensch vorher als eine unförmliche und ungebildete Masse betrachtet hatte, bekam nun allmälig in seiner Vorstellung Bildung und Form, das blaue Gewölbe des Himmels zog sich über ihm in die Höhe, und vor ihm sank die Fläche der Erde. — Die Wasser sammelten sich in Meere und Flüsse, und vor seinen Blikken ragte das Land empor — die Ceder und der Grashalm gewannen in seiner Vorstellung Umfang und Gestalt — die Sonne am Himmel ründete sich in seinem Auge — jedes Thier erhielt seine Form, und stand in seiner eigenthümlichen Bildung vor ihm da.

So lernte der Mensch allmälig das Einzelne im Ganzen unterscheiden — wie ein Schiffer in trüber Dämmerung erst nichts als Himmel und Wasser siehet, dann in dunkler Ferne ein Land entdeckt, das sich erst unförmlich aus dem Meere emporhebt, bis es dem Auge immer

mer näher kömmt, und immer mehr Gestalt und Form gewinnt, daß der spähende Blick nach und nach Berge, Thäler und Flüsse, und endlich gar Bäume, Hütten und wandelnde Menschen darauf unterscheiden kann, und nun die ganze schöne Landschaft geschmückt mit Wäldern und Wiesen, und von Bächen und Flüssen durchschnitten, im Glanz der Morgensonne vor ihm da liegt.

Hephata!

Daß nicht die Sprache gleichsam ein zufälliger Fund des Menschen sey, wodurch er sich vom Thier unterscheidet, sondern daß seine Denkkraft an und für sich selbst ihn schon vom Thier unterscheidet, indem sie sich selbst unter dem Mangel artikulirter Töne, empor arbeitet, und sich eine Sprache schaft, sie mag auch die Materialien dazu nehmen, woher sie wolle. — Diß lehrt uns der Taub- und Stummgebohrne.

Jeder durchbrechende Strahl der Vernunft muß uns bey einem Taub- und Stummgebohrnen vorzüglich willkommen seyn, weil wir hieraus die Macht des menschlichen Geistes erkennen

nen, der selbst durch die Beraubung eines ganzen Sinnes nicht unterdrückt werden und von seinem eigenthümlichen Wesen, von seiner eigentlichen vorstellenden Kraft, nichts verlieren kann — obgleich eine der Pforten, wodurch täglich eine solche Menge Ideen einströmen, gänzlich verschlossen ist. —

Wie groß aber dieser Mangel sey, läßt sich schon aus der Betrachtung abnehmen, daß durch das Ohr in eben der Zeit die vergangne oder entfernte Welt vor die Seele gebracht werden kann, in welcher die gegenwärtige sichtbare Welt ihr durch das Auge dargestellt wird. —

Ohne daß meine Vorstellung von den vier Wänden und den Fenstern meines Zimmers, welche jetzt mein wirkliches Daseyn einschließen, nur im mindesten unterbrochen oder gestört wird — kann ich einer Erzählung von Bergen, Thälern, reißenden Strömen, und Schlachten zuhören, dabei bleiben aber meine Ideen in ihrer Ordnung —

Durch das Auge, in welchem sich nichts als die vier Wände und die Fenster meiner Stube darstellen, werde ich auf den gegenwär-

Aufeinanderfolgende, sie läßt unsre Gedanken, unbeschadet des Gegenwärtigen, in die Vergangenheit und in die Zukunft schweifen — bewahrt in dem kleinen Umfange von vier und zwanzig artikulirten Tönen, den Schatz der jedesmaligen Denkbarkeit irgend eines Stücks aus der ganzen ungeheuren Ideenwelt auf. —

Das Ohr hat bei mir die Vergangenheit immer mehr an die Gegenwart geknüpft, als das Auge. —

So oft ich an einem entfernten Orte war, und über dem Anblick der Häuser, der Thürme, des Steinpflasters alles Vergangne und Entfernte vergaß, und mich nur auf den gegenwärtigen armen Fleck meiner Existenz eingeschränkt fühlte, war es der Klang der Glokken, der mich zurückrief, und mir Vergangenheit und Entfernung wieder lebhaft vor die Seele brachte. —

Woher käme das, als weil die Succession der Ideen durch den Schall in meiner Seele angeregt und herrschend geworden war? —

Alle

Alle die sichtbaren Gegenstände um mich her schienen dann auch eine andere Gestalt anzunehmen — sie kamen mir in einem andern Lichte vor, da ich sie mit dem Vergangnen und Entfernten zusammenstellte. —

Wäre aber die mit der Vorstellung des Gegenwärtigen gleichzeitig verbundne Vorstellung des Vergangnen und Entfernten nichts als das Resultat von der Zusammenstellung zweier sinnlichen Werkzeuge, wie Auge und Ohr — so müßte bei dem Mangel oder der Unbrauchbarkeit des einen oder des andern dieser sinnlichen Werkzeuge die vorstellende Kraft gleichsam halbirt, bei dem Blindgebohrnen müßte nichts, als Succession, und bei dem Taub- und Stummgebohrnen nichts als Nebeneinanderstellung der Ideen statt finden. —

Arbeitet sich aber die vorstellende Kraft selbst durch den Mangel oder Unbrauchbarkeit eines dieser sinnlichen Werkzeuge durch — und sucht sie sich selber diesen Mangel auf irgend eine Art zu ersetzen, so muß sie nothwendig mehr als das bloße Resultat der Zusammenstellung dieser sinnlichen Werkzeuge seyn. —

In

tigen Fleck meines Daseyns fixirt — und kann nun meine übrigen Vorstellungen sicher über Meere, Berg' und Thäler umherschweifen lassen — es steht jeden Augenblick in meiner Macht, sie auf den gegenwärtigen Fleck wieder zurück zu rufen. —

Die einförmigern sich gleich bleibendern Gesichtsideen sind gleichsam der Stift, um welchen sich die ungeheure Mannichfaltigkeit der zuströmenden Gehörsideen drehet. — Ich habe einen festen Mittelpunkt meiner Vorstellungen — meine Begriffe sind nicht in Gefahr, sich zu verwirren. —

Die Vergangenheit hüllt sich in das Gewand der Worte ein, um den immer neu aufsteigenden Bildern Platz zu machen, und demohngeachtet nicht zu verschwinden. — Meine ganze vorstellende Kraft ist in einer andern Lage, bei dem, was ich mit meinen Augen sehe, und bei dem, was ich nur mit meinen Ohren erzählen höre. —

Ja, es scheint, als wenn ohne das Ohr weder Vergangenheit noch Zukunft in unsrer Vorstellung recht statt finden könnte —

denn

denn bei dem Auge ist beständige Gegenwart, durch das Auge wird

Die Nebeneinanderstellung,

durch das Ohr

die Succession der Ideen bewirkt.

Auge — Ohr —

Mahlerei — Musik —

Nebeneinanderstellung — Succession —

Die schönen Künste sind ein Abdruck der Natur im verjüngten Maaßstabe —

Die ganze äußre Welt sowohl als unsre innre Ideenwelt zerfällt in

Mahlerei und Musik —

Bild und Wort —

Sache und Rede. —

Unsre Vorstellungen sind die Mahlerei der Welt, sie können nur darstellen, was auf einmal da ist — unsre Sprache ist die Musik unsrer Vorstellungen — sie schildert das

auf-

In dieser Rücksicht sind also sorgfältige Beobachtungen über Taubstumme gewiß von sehr großem Werth — und sind für den Denker sogar zu dessen Beruhigung nöthig. — Dieser kann sich nicht enthalten, sich allemal in die Stelle des unglücklichsten unter seinen Mitgeschöpfen zu setzen; und würde sich seiner eignen Vorzüge nicht wohl freuen können, so bald er glauben müßte, daß irgend eines seiner Nebengeschöpfe eigentlich vernachlässiget wäre.— denn er betrachtet die Sache derselben, als seine eigne Sache. — Es liegt ihm daran, daß auch ein Taub- und Stummgebohrner das edle Vergnügen des Denkens genieße, worauf derselbe sowohl als irgend ein andres Wesen seiner Art gerechte Ansprüche machen kann.

Schrecklich wäre der Zufall der Geburt, wenn ein Taub- und Stummgebohrner nie vernünftig denken könnte. — Mein Selbstgefühl schaudert vor diesem Gedanken, wie vor dem Rande eines Abgrundes zurück. — Mir schwindelt vor dieser fürchterlichen Nähe des Zufalls, dem ich durch nichts hätte ausweichen können — ich fühle mich

taub- und stummgebohren — und sollte nie vernünftig denken — ein Ich ohne Ichheit — ein Wesen ohne Zweck — ein wandelnder Traum seyn? —

Kömmt nicht durch das vernünftige Denken erst Plan und Zweck in mein ganzes Leben? — Würde ohne diese Eigenschaft mir nicht mein Daseyn selbst eine Marter seyn? Und ist es mir nicht eine Marter gewesen, so oft ich meine ganze Denkkraft nicht wirken, und durch sie die Nebel, welche meinen Geist umhüllten, zerstreuen ließ? —

Wie unsicher stände es dann um meine eigne Menschheit, wenn es Taubstumme gäbe, die wirklich wegen Mangel der Sprache nur halb Mensch und halb Thier wären, und dieß nun einmal nothwendig seyn müßten! —

Man kann kein Bild, keine Figur erfinden, die nicht außer der Idee des Menschen noch irgend wo in der Natur statt finde — aber die ganze Natur außer dem Menschen, die ganze Thier-

welt

welt und alle Flüsse und Winde bringen keinen artikulirten Ton hervor. — Dieser ist und bleibt das Eigenthum des Menschen, wodurch er sich gleichsam zum Herrn der ihn umgebenden Natur macht, und alles unter das Gebiet seiner allmächtigen Denkkraft zwingt. —

Er kann das unermeßliche Weltall, welches vor ihm steht, vermittelst dieser Zeichen in- und auseinanderwickeln — auf der Walze stehen vier und zwanzig Stifte, in denen die unendliche Harmonie dieses ganzen Weltalls mit allen ihren Melodien schlummert. —

Dieß erhabene Werkzeug des Denkens ist nun gleichsam aus der Seele des Taubstummen herausgenommen — was ist an dessen Stelle gesetzt? —

Ist es etwas dem ungeheuren Umfange der chinesischen Bilderschrift ähnliches, statt der simpeln Buchstabenschrift? —

So müßte es dem Taubstummen eben so erstaunlich schwer werden, jemals schnell und geläufig zu schreiben und zu lesen. —

Das Werkzeug des Denkens bei dem Taubstummen würde stets zu unbehülflich bleiben, sich der umgebenden Welt damit zu bemächtigen — die umgebende Welt würde sich vielmehr seiner bemächtigen, sie würde sich mehr in ihm darstellen, als daß er sich dieselbe vorstellte. — Seine Denkkraft verhielte sich immer mehr leidend, als thätig. — Wie soll sie sich unter diesem Druck, unter diesem Mangel emporarbeiten — auf welche Art wird die Denkkraft in dem ganzen Leben eines Taubstummen erhöht?

Sie kann nicht anders erhöht werden, als durch ein beständiges Streben nach Simplificirung der Zeichen, vermöge deren der Taubstumme die ihn umgebende Welt in seinem Kopfe zu ordnen sucht — erlangt er nun gleich durch dieses Streben nie seinen Zweck, so ist doch dieß unwillkürliche Streben selbst schon eine unmerkliche Uebung der Denkkraft — und wenn es vorzüglich auf Erhöhung derselben ankömmt, so ist es gleichviel, wodurch sie erhöht wird. —

Indem

Indem der Taubstumme, durch das Bedürfniß, sich andern verständlich zu machen, genöthigt wird, Zeichen zu erfinden, bei denen andere sich irgend ein Ganzes denken sollen, so wie er es sich dabei denkt, und indem er zu dem Ende irgend einen Theil eines Ganzen zum Zeichen des Ganzen macht — so lernt er unvermerkt, das Einzelne mit beständiger Rücksicht auf das Ganze betrachten. — Und daß wir dieß, sey es auch auf noch so verschiedene Weise, lernen — scheinet doch der eigentliche Endzweck unsres Erdenlebens zu seyn. —

Kein denkendes Geschöpf, bei dem dieser Endzweck, sey es auch auf welche Art es wolle, erreicht ist, scheint mir vernachlässiget zu seyn. —

Nehme ich dieses zum letzten Zweck bei der Schöpfung der Geisterwelt an, so lösen sich mir alle Räthsel in der moralischen Welt auf — ich sehe nichts, als Plan, Ordnung und Zu-

sammenhang, wo ich sonst nur zweckloses Streben, Unordnung und Verwirrung sahe.

In diesem letzten großen Gesichtspunkte müssen alle übrigen zusammentreffen — und jede andere Betrachtung muß sich in dieser verlieren.

Es kömmt, in der allerletzten Rücksicht, nicht sowohl auf den Gegenstand des Denkens, als auf das Denken selber, und die dadurch erworbnen bleibenden Fertigkeiten der Seele an. —

Ob nun der Taubstumme seine Denkkraft an der Sache selber oder an den Zeichen übt, wodurch er, vom Bedürfniß sich verständlich zu machen, gedrungen, die Vorstellungen von den Sachen selbst in seinem Kopfe zu ordnen sucht, dieß ist in Ansehung der eigentlichen Veredlung seines Wesens dasselbe. —

Der gegenwärtige Gebrauch unserer Denkkraft scheint nach diesem allen noch nicht Zweck zu seyn, sondern es scheint, als ob sie durch denselben nur gleich-

gleichsam zu einem höheren Gebrauch erst geschliffen werden soll. —

Dieser Gedanke beruhigt und tröstet mich beim Anblick der moralischen Welt — ich betrachte sie als Gerüste um ein Gebäude — das einst aus dieser Entstellung rein geglättet und majestätisch emporsteigen wird, wenn das unbrauchbar gewordene Gerüste umher wegfällt. —

Der Taubstumme übt seine Denkkraft, indem er von dem Bilde des Königes den Stern auf der Brust desselben heraushebt, und ihn zum Zeichen des Ganzen macht — ich übe meine Denkkraft, indem ich über diese Bezeichnungsart des Taubstummen Betrachtungen anstelle — und wir sind beide unvermerkt dem Ziele der Erhöhung unsers Wesens näher gerückt. —

Der letzte Zweck des menschlichen Denkens.

Gesichtspunkt

Ist ein Ausdruck, dessen man sich oft bedient, ohne recht aufmerksam auf den Begriff zu seyn, welchen er bezeichnet, und welcher vielleicht einer unserer schwersten Begriffe ist. —

Zu jeder deutlichen Vorstellung gehöret gleichsam ein Mittelpunkt und ein Umkreis — setze ich nun den seynsollenden Mittelpunkt eines Umkreises nicht gerade in die Mitte desselben, so kann ich unmöglich eine deutliche Idee von dem Umkreise erhalten; der eine Theil desselben muß gleichsam aus der Sphäre meiner Betrachtung wegfallen — ich urtheile daher falsch — das Wohlgeordnete und Gerade kömmt mir schief, ungrade vor — ich habe die Sache nicht aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet. —

Der

Der Mittelpunkt des Umkreises ist der Zweck, worauf sich alles übrige bezieht, wie die Radien eines Zirkels auf den Mittelpunkt desselben. — Nehme ich z. B. einen untergeordneten Zweck für den Hauptzweck, so muß mir nothwendig ein großer Theil der Dinge, die ich aus einem Gesichtspunkte betrachte, unzweckmäßig scheinen — der Zirkel ist nicht gehörig geründet — ich kann die Sache nicht fassen. —

Nun sagt man aber, gewiß aus einem dunklen Gefühl der eingeschränkten Kraft unsers Denkens, den rechten Gesichtspunkt treffen — gleichsam, als ob man nur zufälliger Weise darauf stieße, indem man treffen muß, wie etwa der schwarze Punkt in der weißen Scheibe von dem geübten Schützen getroffen wird. —

Worin besteht nun aber diese Kraft, den rechten Gesichtspunkt zu treffen?

Der Schütze hat den schwarzen Punkt in der weißen Scheibe schon vor sich — er hat den Gesichtspunkt schon, es kömmt nur darauf an, daß er diesen Gesichtspunkt unverrückt erhält, damit der Schuß nicht vorbeitreffe. —

Indem wir aber unsre Ideen ordnen, so sollen wir den rechten Gesichtspunkt selbst erst finden — wir nehmen auf gut Glück einen an, und beschreiben aus demselben einen Zirkel — eine große Anzahl unsrer Ideen will sich nicht hineinfügen und fällt außer diesem Zirkel — wir sehen zwar einige Ordnung und Beziehung in unsern Gedanken — aber alles will sich nicht in diese Ordnung hineinziehen lassen — wir wählen daher einen andern Gesichtspunkt, und kommen endlich durch mehrere mißlungne Versuche auf den rechten — so wie bei einer Art von Rechenexempeln, wo man auch erst durch eine Anzahl möglicher Fälle, die man setzt, das Verlangte herausbringt. — Wir müssen auf die Weise selbst die Wahrheit gewissermaßen nur zufälliger Weise finden — und darin besteht das Wesen, die ewige Tendenz unsrer Denkkraft — den ganzen Umfang unsrer Ideen auf irgend einen Mittelpunkt zu beziehen, worin sie alle wie die Radien eines Zirkels sich vereinigen — diesen Mittelpunkt ausfindig zu machen, dahin ist das Streben aller denkenden Köpfe in jedem Zeitalter gegangen. — Es ist das Wesen unsrer Seele, so

wie

wie es zum Wesen der Spinne gehört, sich zu dem Mittelpunkte ihres Gewebes zu machen. — Diese Tendenz nach Wahrheit, nach Beziehung und Ordnung in unsern Gedanken und Vorstellungen ist unser Instinkt, es ist ein Bestreben, wozu wir weiter kein Motiv haben, als die Natur unsres Wesens.

Daß wir aber des rechten Gesichtspunktes auch verfehlen können, und die Natur unsres Wesens nicht bis dahin reicht, daß wir ihn nothwendig treffen müssen — dieß giebt unserm Denken Freiheit, und nimmt unsrer Denkkraft wieder das Instinktmäßige. — Daß wir irren können, ist daher einer unser edelsten Vorzüge — es ist uns zwar unmöglich, nach dem Irrthum zu streben — aber es ist uns möglich, demohngeachtet auf den Irrthum zu gerathen — und nachher wieder einzusehen, daß wir darauf gerathen sind — dieß giebt unsrer Denkkraft Selbstthätigkeit — sie muß ihrer Natur nach immer nach Wahrheit streben — aber sie muß sie nicht ihrer Natur nach auch finden — sie muß das Mannichfaltige auf einen Zweck zu beziehen

suchen

suchen — das heißt: sie muß aus dem Mannichfaltigen einen Gegenstand herausheben, den sie zum Mittelpunkt der übrigen macht — aber sie kann sich diesen Gegenstand selber wählen — sie kann jedes Einzelne in irgend einem Ganzen mit der Würde des Zwecks bekleiden, und dem Ganzen Beziehung darauf geben. —

Dieß hat sie auch gethan — keine Kunst, keine Wissenschaft ist wohl, die nicht einmal in dem Kopfe irgend eines Menschen zum Zweck alles übrigen gemacht wäre. —

Nun kann also ein Wetteifer unter allen den verschiednen denkenden Kräften auf Erden entstehen — indem immer einer noch einen bessern Gesichtspunkt als der andere findet, woraus er die Dinge betrachtet, und man auf die Weise dem eigentlichen Mittelpunkte, oder dem eigentlichen Ziel alles menschlichen Denkens immer näher kömmt, ohne es vielleicht je ganz zu erreichen. —

Grund-

Grundlinien zu einer künftigen Theorie der schönen Künste.

Das ächte Schöne ist nicht bloß in uns und unserer Vorstellungsart, sondern außer uns an den Gegenständen selbst befindlich.

Es giebt daher eine würkliche Theorie des Schönen, wodurch das Auge auf einen gewissen Punkt geheftet wird, aus welchem das Schöne nothwendig beobachtet werden muß, wenn es gehörig soll geschätzt und empfunden werden.

Dieser Punkt ist allemal in dem Kunstwerke selbst zu suchen; denn jedes ächte Kunstwerk hat einen solchen Punkt in sich, wodurch alle seine Theile, und ihre Stellungen gegeneinander nothwendig werden, und aus diesem Hauptgesichtspunkte betrachtet, sich uns auch als nothwendig darstellen.

Je nothwendiger nun alle einzelnen Theile eines Kunstwerks und ihre Stellungen gegen ein-

ander sind, desto schöner ist das Werk; je weniger sie aber nothwendig sind, und je mehr, unbeschadet des Ganzen, noch hinzugethan oder davon abgenommen werden kann; desto schlechter oder mittelmäßiger ist das Werk.

Durch die gehörige Betrachtung des ächten Schönen in der Poesie, muß der Geschmack zu der Schätzung und Betrachtung des Schönen in den Werken der bildenden Künste erst vorbereitet werden.

Denn die Poesie beschreibt das Schöne der bildenden Künste, indem sie dieselben Verhältnisse mit Worten umfaßt, welche in der bildenden Kunst durch Umrisse bezeichnet werden.

Die vollkommenste Darstellung der vollkommensten menschlichen Bildung ist der höchste Gipfel der Kunst, nach welchem sich alles übrige abmißt.

Das Schöne schließt das Nützliche nicht aus; wenn es sich aber dem Nützlichen unterordnet, wird es zur Zierde.

Aus der höchsten Mischung des Schönen mit dem Edlen, entstehet der Begriff des Majestätischen.

Wenn

Wenn wir das Edle in Handlung und Gesinnung mit dem Unedlen messen, so nennen wir das Edle groß, das Unedle klein. Und messen wir wieder das Edle, Große und Schöne nach der Höhe, in der es über uns, unserer Fassungskraft kaum noch erreichbar ist, so gehet der Begrif des Schönen in den Begriff des Erhabenen über.

Unsere Empfindungswerkzeuge schreiben dem Schönen sein Maaß vor.

Der Zusammenhang der ganzen Natur würde für uns das höchste Schöne seyn, wenn wir ihn einen Augenblick umfassen könnten.

Jedes schöne Ganze der Kunst ist im Kleinen ein Abdruck des höchsten Schönen im großen Ganzen der Natur.

Der gebohrne Künstler begnügt sich nicht, die Natur anzuschauen, er muß ihr nachahmen, ihr nachstreben, und bilden und schaffen, so wie sie.

Der höchste Genuß des Schönen läßt sich nur in dessen Werden aus eigner Kraft empfinden. Jeder Nachgenuß desselben ist nur eine Folge seines Daseins.

Damit

Damit wir den Genuß des Schönen nicht ganz entbehren, tritt der Geschmack oder die Empfindungsfähigkeit an die Stelle der hervorbringenden Kraft, und nähert sich ihr, so viel als möglich, ohne in sie selbst überzugehen.

Je vollkommener das Empfindungsvermögen für eine gewisse Gattung des Schönen ist, um desto mehr ist es in Gefahr sich zu täuschen, sich selbst für Bildungskraft zu nehmen, und auf die Weise durch tausend mißlingende Versuche den Frieden mit sich selbst zu stören.

Was uns allein zum wahren Genuß des Schönen bilden kann, ist das, wodurch das Schöne selbst entstand: ruhige Betrachtung der Natur und Kunst, als eines einzigen großen Ganzen; denn was die Vorwelt hervorgebracht, ist nun mit der Natur verbunden für uns eins geworden, und soll mit ihr vereint, harmonisch auf uns wirken.

Das Skelet.

Durch dieß von Fleisch entblößte Knochengebäude des Menschen wird also der Tod im Bilde dargestellt! —

Die ganze Natur scheint alle ihre Kräfte aufgeboten zu haben, eine Zeitlang in dem Umfange dieses Schädels und dieses Knochenbaues ein wunderbares Spiel von Gedanken und Empfindungen zu unterhalten, wodurch sie sich gleichsam selbst übertrift, in dem sie erst den höchsten Gipfel ihrer Schönheit und Vollkommenheit in der Vorstellung eines denkenden Wesens erreicht, das sich ihrer mit reinem Herzen freuen kann. —

Und nun hat sie selbst diesen kostbaren Spiegel zerschmettert, worin sich ihre Gestalt so herrlich abbildete. —

Statt jener Augen, worin sich so oft das Antlitz der Sonne mahlte, sind hier ein paar leere grauenvolle Oefnungen. —

Die Lippen, auf welchen die Freude und das Lächeln wohnte, sind verschwunden. —

Alle die weichen Fiebern, welche jeden sanften Eindruck annahmen, und ihn dem Sitze des Denkens zuführten, sind von der harten Knochenmasse abgelößt, die noch eine Zeitlang der gänzlichen Zerstörung trotzt, selbst in ihrer Zerstörung noch Ueberreste der Würde in Gang und Stellung zeigt, und wie die Ruinen eines zerfallenen Göttertempels, Staunen und Ehrfurcht einflößt. —

Hier sollte also das Ende dieser Schöpfung seyn, die sich in dem Geiste des Menschen bildete? —

Mit dieser traurigen Verwandlung sollte nun alles aufhören? —

Die sonst so sparsame Natur sollte hier allein mit solchem Aufwande sich nur eine desto prächtigere Zerstörung haben schaffen wollen? —

Sie sollte nur deswegen in jedem einzelnen Menschen eine eigne neue Schöpfung, eine neue Welt hervorgebracht haben, um ihr Werk desto öfter wieder zerstören zu können?

Menschen und Thiergerippe wären also der letzte bleibende Endzweck ihrer immerwährenden Schöpfung, und damit deren Zahl sich immer mehr anhäufte, ließ sie Millionen gebohren werden, die alle wieder ein Grab verschlingt, das nie gesättigt wird?

Dieß Knochengebäude soll länger dauern, als der denkende Mensch, das Meisterstück der Natur? —

Zwar macht diese Knochengestalt die größte Scheidewand zwischen allen unsern Gedanken und Vorstellungen.

Leben und Tod
steht im fürchterlichen Gegensatz nebeneinander —

Diese Knochengestalt ist die furchtbare Trümmer einer zerstörten Welt. —

Anfang — Ende des Daseyns
ist beides für uns in gleiches Dunkel gehüllt. —

Hier ist der Schlußpunkt alles unsers Denkens von zwey Seiten. —

Hier senkt sich der Horizont bis auf den Boden nieder — und die Aussicht ist gehemmt. —

Indem man diese Knochengestalt betrachtet, so verschwindet alles — Thürme, Palläste, Städte, Wünsche, Hoffnungen, Wissenschaften, Künste — alles ist in Nacht verschwunden, alles ist in das erste Chaos der Dinge zurückgesunken. —

Die Gedanken schwinden uns, wenn wir uns an die Stelle dieses Knochengebäudes versetzen sollen. —

Wir staunen und staunen — und sehen nicht, wie es möglich ist, daß unser Wesen so verwandelt werden kann. —

Eine solche Verwandlung unsers Wesens scheint uns ein Widerspruch. —

Wir sind geneigt zu glauben, daß nur die Hülle unsers eigentlichen Wesens, aber nicht unser Wesen selbst auf die Weise verwandelt ist. —

Denkender Mensch — Knochengerippe — Es läßt sich kein Uebergang von dem einen zu dem andern denken. —

Das

Das was dachte, kann nicht so verwandelt werden. —

So wie aus der Zerstörung neues Leben hervorgeht, so erzeugt die anhaltende Betrachtung dieses Todtengerippes einen erhabenen Gedanken, einen neuen Begrif in der Seele, der plötzlich die Schrecken des Todes verschwinden macht. —

Das, was ich hier vor mir sehe, ist von meinem denkenden Ich zu verschieden, als daß dieses je darein sollte verwandelt werden können. —

Hier sehe ich harte, steife Körpermasse, die sich anfaßt wie Holz und Stein — diese ist aus dem Innersten meines Körpers herausgehoben — und stehet nun vor mir da — als ein Gegenstand meiner Betrachtung. —

Diese betrachtenden und beobachtenden Gedanken in meinem Innern, wie unendlich verschieden sind sie von dem Gegenstande, den ich vor mir sehe!

Ich muß dem, was in mir betrachtet und beobachtet, nothwendig einen andern Nahmen, als dieser harten und steifen Körpermasse geben. —

Einen Rahmen, der Leben und Bewegung, Denkkraft und Thätigkeit bezeichnet. —

Ich fühle mich gedrungen, eine neue Grenzlinie in meiner Vorstellung zu ziehen, zwischen

Körper und Geist.

Aus der dunkeln Mitternacht dämmert das Morgenroth — aus der zerstörten Körperwelt steigt

die Geisterwelt

empor. —

Das unverwandte Anschauen des Todes läßt uns einen Blick hinter den geheimnißvollen Vorhang thun, der das, was jenseit des Grabes ist, vor unsern Augen verhüllt. —

Unser Gesichtskreis erweitert sich wieder, und schließt uns eine heitre Ferne auf. —

Bauet die Natur, um zu zerstören?

Nein, sie zerstört nur, um zu bauen. — Das Bauen, das Bilden ist ihr Zweck, die Zerstörung ist nur Mittel. —

In

In jedem Herbst fallen die Blätter vom jungen Stamme, und andre brechen im Frühling wieder hervor, indes der Stamm mit jedem Jahre wächst, und fester und stärker wird. —

Menschen werden geboren und sterben; der Staub von Millionen mischt sich zu dem Staube, aber mitten durch die Zerstörung wächst die Geisterwelt empor; sie arbeitet sich durch Tod und Verwüstung durch — und nimmt mit jedem Menschenalter zu. —

Die immerwährende Vervollkommung der Geisterwelt ist das Fortschreitende in der Natur — ohne dieß Fortschreitende würde der Kreislauf der Dinge, selbst ohne Zweck, und ein bloßes absichtloses Spiel seyn. —

Was hilft es, wenn das Rad am Wagen sich ewig um seine Axe dreht, ohne daß der Wagen vorwärts rollt. —

Hat nicht selbst der Erdball diese doppelte Bewegung, daß er unaufhörlich fortschreitet, während er sich um seine Axe drehet? —

Der immerwährende Kreislauf der Natur ist:

Leben und Tod,
Jugend und Alter,
Bildung und Zerstörung.

Dieß ist ihr Drehen um ihre Axe, dieß ist immer abwechselnd Tag und Nacht. —

Wie die junge Morgenröthe, so steigt mit jedem Menschenalter die jugendliche Welt empor — um nach ihrem vollendeten Lauf in das Dunkel des Grabes wieder hinabzusinken. —

Wo ist nun das Fortschreitende bei dem ewigen Kreislaufe, bei dem Drehen um die Axe, welcher doch nothwendig ist, wenn alles nicht ein zweckloses Spiel seyn soll?

Was anders kann dieß seyn, als die immerwährende Vermehrung und Vervollkommung der Geisterwelt, die mit jedem vollendeten Kreislauf wächst und zunimmt.

Hier ist ein unübersehbares Feld. —

Eine trostvolle Aussicht in ein unendliches Gewebe voll Mannichfaltigkeit und Einheit, bei

dessen

dessen Betrachtung der Geist Ewigkeiten hindurch nicht ermüden kann.

Einheit — Mehrheit — menschliche Kraft.

Durch die Vereinigung mehrerer menschlicher Kräfte zu einem Zweck, sind in der Welt erstaunliche Dinge entstanden —

Städte — Kriegsheere — Staatsverfassungen — Dämme gegen das Meer — egyptische Pyramiden — unterirdische Kanäle — Kriegsschiffe — Schachten — Bergwerke — Manufakturen und Fabriken. —

Welch ein Unterschied, wenn wir nebeneinander stellen

den einzelnen Menschen und den Menschen in Gesellschaft.

Der einzelne Mensch — mit Hütte und Lagerstätte für sich, und für seine Bedürfnisse Wasser zum Trank, und Wurzeln und Kräuter zur Nahrung. —

Der Mensch in Gesellschaft mit Städten, Kriegesheeren, Vestungen, Manufakturen und Fabriken. —

Eine Anzahl Menschen treten zusammen in Verbindung, um wieder einen Körper auszumachen, wovon sich einige entschließen Arm und Fuß zu seyn, indeß andere der Kopf sind, wodurch Arm und Fuß in Bewegung gesetzt werden. —

Die vereinigten Kräfte mehrerer Menschen bringen viel Gutes und viel Böses hervor. —

Das Böse besteht vorzüglich darin, daß der einzelne Mensch zu sehr darüber vernachläßigt und vergessen wird, indem man ihn nicht mehr selbst als ein Ganzes, sondern als einen untergeordneten Theil eines großen Ganzen betrachtet, und der einzelne Mensch zu häufig bloß Hand und Fuß seyn muß, da er doch auch der Bestimmung der Natur gemäß zugleich Kopf seyn, und über sich und die Verhältnisse in der Welt zu denken Freiheit und Gelegenheit haben sollte. —

Bei der Vereinigung mehrerer menschlichen Kräfte zu einem Zweck geht es nun so zu, daß die körperlichen Bewegungen mehrerer Menschen durch die lenkenden Gedanken eines Einzigen eine gewisse Richtung erhalten, wovon sie nicht abweichen dürfen, wenn das Werk, was man hervorbringen will, zu Stande kommen soll. —

Diejenigen, welche einmal zum Herzureichen der Materialien bei Errichtung eines Gebäudes bestimmt sind, müssen immer Materialien zureichen, und dürfen sich nicht einfallen lassen, ihrer thätigen Kraft eine Richtung auf etwas anders zu geben, weil sonst die ganze Sache in Unordnung gerathen würde. —

Die jedesmaligen Zuträger der Materialien müssen also, so lange bis das Gebäude fertig ist, auf jeden andern freiwilligen Gebrauch ihrer thätigen Kräfte Verzicht thun. —

Dieß Verzichtthun ist vorzüglich zur Vereinigung mehrerer menschlichen Kräfte nothwendig — und es würde ohne dasselbe nichts von den großen menschlichen Werken zu Stande gekommen seyn. —

Der

Der einzelne Mensch hebt seinen Fuß nicht in die Höhe und streckt seine Hand nicht aus, wenn nicht sein eigner Gedanke ihn dazu treibt. —

Er hebt seinen Fuß in die Höhe, weil er denkt, er will sich fortbewegen, und streckt seine Hand aus, weil er denkt, er will Speise zu sich nehmen. —

Nun ist es sehr sonderbar, daß es einem Theile der Menschen gelungen ist, den andern zu etwas in Bewegung zu setzen, wozu dieser selber die Gedanken nicht hat. —

Wie zum Beispiel zu der Errichtung eines Gebäudes, wozu der Baumeister, nicht aber der Zuträger der Materialien die Gedanken hat. —

Der Zuträger der Baumaterialien arbeitet also zu einem Zweck, der nicht in seinem, sondern in dem Kopfe eines andern Menschen existirt. —

Der Zuträger entäußert sich eine Weile seiner Denkkraft, und bleibt bloß Hand und Fuß. —

Er bewegt sich nun einmal so, ohne sich weiter darum zu bekümmern, warum er sich so bewegt. —

Wie ist das möglich, daß der einzelne Mensch seine freie Selbstthätigkeit so aufgiebt?

Daß sich alle seine Bewegungen, den ganzen Tag über, um kein Warum in seinem eignen Kopfe, sondern um das Warum in dem Kopfe eines andern drehen? —

Es würde nicht möglich seyn, wenn dem einzelnen Menschen nicht ein Zweck untergeschoben würde, weswegen er eine Zeitlang das Band zwischen Geist und Körper gleichsam zerreißt — indem er ieder seiner Bewegungen nicht durch seine eignen, sondern durch die Gedanken eines andern ihre Richtung vorschreiben läßt.

Der Zweck, der seiner Denkkraft listiger Weise untergeschoben wird, ist, als müsse er dieß thun, weil er sonst seine körperlichen Bedürfnisse nicht würde befriedigen, seinen Hunger nicht stillen, seinen Körper nicht bedecken können. —

Der listigere und verschlagenere Theil der Menschen hat nemlich Mittel gefunden, dem ehrlicheren und gutmüthigeren seine nothwendigen Bedürfnisse auf gewisse Weise zu entreißen und abzuschneiden, um sie ihm nur unter der Bedingung wieder zufließen zu lassen, daß er eine Zeitlang auf die natürliche Verbindung seiner Geistes- und Körperkräfte Verzicht thut — und wie eine bloße Maschiene durch die Gedanken eines andern seinen Arm ausstrecken, und seinen Fuß emporheben läßt, wie der Soldat auf das Kommando thun muß. —

Ein anders ist, wenn z. E. eine Gesellschaft von Menschen in Verbindung tritt, von denen jeder Einzelne mit den übrigen ein großes Haus zu bewohnen wünscht, das aber durch die Kräfte eines einzigen nie würde hervorgebracht werden können. —

Die Anzahl von Menschen wählen einen unter sich, durch dessen Gedanken sie ihre Arme nach einer gewissen Richtung ausstrecken, und ihre Füße nach einer gewissen Richtung wollen emporheben lassen. —

Hier

Hier ist allen der Zweck gemeinschaftlich — allen ist daran gelegen, daß das Haus fertig werde. — Einer denkt zwar für alle, aber er denkt für sie nur die Art der Erreichung des Zwecks, nicht den Zweck selber. —

Wenn er den Zweck erst für sich allein hätte, so wär er genöthigt, etwa vorher eine Rede an die übrigen zu halten, wodurch er seinen Zweck erst in ihre Köpfe verpflanzen müßte, eher er nur daran denken dürfte, von den Armen und Füßen eines einzigen zur Erreichung seines Endzwecks Gebrauch zu machen. —

Hier findet also nichts Gewaltsames, keine Beraubung der natürlichen Freiheit, kein Zerreißen der Verbindung zwischen Gedanken und Bewegung statt — niemand ist hier ganz Maschiene. —

Jeder bewegt Hand und Fuß, weil er will — das Warum steht in seiner eignen Seele, und nicht in der Denkkraft eines andern. —

Nur die Art und Weise wie, und die Richtung, nach welcher er Hand und Fuß zu Erreichung

des

des gesellschaftlichen Endzwecks bewegt, läßt er sich freiwillig durch die Gedanken eines andern vorschreiben. —

Denn er hat diese Gedanken eines andern gleichsam zu seinen eignen Gedanken gewählt. —

Freundschaft.

Ich suchte meinen Freund,
Wollt' ihm klagen meine Leiden
Und fand ihn nicht, — —
Da ging ich bekümmert
Mit schwerem Herzen
In meine Hütte zurück.

Ich suchte meinen Freund,
Wollt' ihm sagen meine Freuden,
Und fand ihn nicht. — —
Da ward ich so traurig,
Als freudig ich vor war,
Und ging und schwieg.

Ich suchte meinen Freund,
Wollt' ihm sagen mein Glück,
Und fand ihn todt. — — —
Da verflucht' ich mein Glück,
Und that einen Schwur:
So lange mein Auge noch Thränen weint,
Zu trauren um diesen einen Freund,
Denn diesen einen Freund hatt' ich nur.

Warum? und wozu?

Wenn nicht Ordnung, Plan, Zweck in diesem Weltall ist, so hört mein Denken auf — die Thätigkeit meiner vorstellenden Kraft ist gehemmt — ich verhalte mich leidend, wie der Spiegel, der die mannichfaltigen Gestalten in sich abbildet, ohne sie in einem Punkt zusammen zu fassen. —

Soll ich über das Universum denken, so muß es auch ein denkbarer Gegenstand, es müssen keine Widersprüche darin seyn. — Es muß sich in meiner Vorstellung nichts einander aufheben und zerstören. —

Plan, Ordnung, Zweck ist das Höchste, was ich denke — ich suche es allenthalben, und weiß nicht, warum ich es suche — denn ich kann über die Grenzen meines Wesens nicht hinausgehen. —

Wohin sich meine Denkkraft heftet, frage ich allenthalben warum? und wozu? — warum ich aber nun allenthalben warum? und wozu? frage, das ist bei mir weiter keine Frage mehr. — Die Frage kömmt mir eben so sonderbar vor, als: warum hat ein Zirkel einen Umkreis und einen Mittelpunkt?

Warum? und wozu? zu fragen, ist selbst das Wesen meiner Denkkraft. —

Warum frage ich allenthalben warum? und wozu? — das heißt: warum und wozu denke ich? —

Nun muß ich aber doch den Zweck nothwendig immer, als etwas Edleres und Vorzüglicheres wie die Mittel zur Erreichung des Zwecks, denken. — Und da ich nichts Edleres und Vorzüglicheres, als das Denken selber kenne, so kann ich es mir unmöglich, als Mittel zu etwas an-

dern vorstellen — ich kann daher nicht weiter fragen: warum oder wozu denke ich? — Aber wohl kann ich bei allen andern Dingen in der Welt fragen, warum, wozu sind sie da? — Ich finde, daß das Eine immer um des Andern Willen da ist — aber warum ist das Ganze da? — ich finde nichts Höheres weiter, als um gedacht zu werden — und nun beruhige ich mich auch, und frage nicht weiter. — Der letzte Stift ist eingesteckt — der Zirkel mit dem Mittelpunkt ist fertig — die Fülle des Unendlichen ist da. —

Selbstgefühl.

Wie kommt es, daß wir sagen können: meine Seele, mein Körper? Sind wir denn noch etwas verschiedenes von Seele und Körper, daß wir beide nicht uns selbst, sondern nur die unsrigen nennen?

Wer die meisten und sonderbarsten Situationen erlebt hat, muß auch das stärkste Selbstgefühl besitzen. Wohl zu merken, wenn sie fähig

waren, einen starken Eindruck in ihm zu machen. Es kann einer ein herrliches Gemälde angaffen, und wenig mehr dabei empfinden, als das Gemälde, das von ihm angegafft wird.

Der Mensch ist ein Bild Gottes. Er thut alle Augenblicke Wunder, und weiß es nicht. Ein unkörperlicher Gedanke Gottes war fähig, eine körperliche Welt zu schaffen, und zu regieren: ein unkörperlicher Gedanke des Menschen kann den Mund zum reden öfnen und den Fuß zum gehen emporheben.

„Regieren meine Gedanken so den Körper, „wie Gottes Gedanken die Welt regieren?“

Unmittelbar sind die Gedanken von tausend Menschen nicht fähig einen Sandkorn aus der Stelle zu bringen; durch Hülfe des Körpers können sie Städte bauen. Wie nöthig ist ein Körper unsern Gedanken. Als der Ewige dachte, die Menschen glücklich zu machen, da mußte sein Gedanke einen Körper annehmen.

Ueber die Vereinfachung der menschlichen Kenntnisse.

Eine Rede

bei der Aufnahme in die königl. Akademie der Wissenschaften den 13ten October 1791.

Nichts ist demüthigender für den Geist des Menschen, als die erstaunliche Disharmonie zwischen dem Umfange der Kenntnisse, die in seinem Gesichtskreise liegen, und zwischen der kurzen Dauer des Individuums, in welchem diese Kenntnisse zum Anschauen kommen sollen.

Nichts ist aber auch erhebender, als der Gedanke, daß der Geist des Menschen, über seine eigne Individualität emporragend, mit der Vorwelt und der Nachwelt in harmonischer Eintracht durch ein geheimes Band verknüpft, durch diese kurze Spanne des Lebens nicht beschränkt wird. Denn was wäre sonst der Grund, daß seinen Be-

trachtungen die graue Vorzeit eben so wichtig und oft noch wichtiger, als der wirkliche Moment seines Daseyns ist; und daß er den Saamen so freigebig ausstreut, wovon er oft in Voraus weiß, daß ihn die späte Folgezeit erst zur Reife bringt.

Je mehr nun aber die menschlichen Kenntnisse sich vervielfältigen, je unübersehbarer ihr Umfang, und je reicher von der Aussaat verflossener Jahrhunderte, von Zeit zu Zeit die Erndte wird, um desto nöthiger scheint es zu seyn, daß die Kräfte des menschlichen Geistes, auf die edelste Benutzung dieses Reichthums, auf Organisation des Stoffs und auf Vereinfachung des Vielfachen hinarbeiten.

Die Vereinfachung der menschlichen Kenntnisse ist nicht das Werk eines Einzigen, dessen Phantasie auf dem weiten Gefilde der Wissenschaften umher schweift, und hie und da aus irgend einer Blume Nahrung saugt. Nur derjenige, welcher für sich selber eine Wissenschaft ganz durchschauet, vermag ihren Geist zu fassen

und mitzutheilen. Jeder Uneingeweihte, der es wagt, entweder durch kurzes Zusammenfassen, oder durch dasjenige, was man populaire Darstellung nennt, irgend eine Wissenschaft, die nicht selber sein Eigenthum ist, zum Eigenthum der Menschheit zu machen, und gleichsam mit freigebiger Hand sie mitzutheilen, begehet an der Wissenschaft einen Raub, welcher sich selbst bestraft. Er schöpft die leeren Kunstwörter von der Oberfläche; das Gold der Wissenschaft sinkt tief zu Boden, und verhüllt sich dem unbescheidenen Blicke.

Wer aber für sich in einsamen Betrachtungen, ohne wohlthätigen Gedankenwechsel, den Umfang der Wissenschaften zu überschauen strebt, ist in Gefahr, daß die sich selbst gelassene Phantasie in ihrem Fluge sich verirre, und daß er mit dem Verstande zu begreifen wähne, was nur seine Einbildungskraft umfaßt.

Um desto willkommener ist dem Einsamen der ehrenvolle Ruf in den Zirkel seiner Zeitgenossen, deren ein jeder der Wissenschaft, welcher er hul-

digte, schon manches Opfer brachte, und selbst auf manche Vergnügungen des Geistes Verzicht that, um der einzigen, die ihn unwiderstehlich anzog, seine vorzüglichsten Seelenkräfte und die schönsten Momente seiner Lebensdauer zu weihen, wofür er nun zum Lohne den ganzen Schatz der Entdeckungen der Vorzeit in seinem Fache, mit seiner eigenen Urtheilskraft bereichert, gleich einem kostbaren Kleinode, in sich selbst aufbewahret.

Denn was besitzt die Menschheit Edleres, als den Geist von irgend einer Wissenschaft, die seit Jahrtausenden geboren und gebildet ward, und nun aufs neue in einem denkenden Kopfe, der ihr entgegen reifte, mit jugendlichen Reitzen wieder aufgefrischt, und von ihm erweitert, ihren vermehrten wohlthätigen Glanz über eine ganze Zeitgenossenschaft verbreitet.

Wo aber könnte wohl eher eine zweckmäßige und wohlthätige Vereinfachung der menschlichen Kenntnisse Statt finden, als in einem Zirkel, wo dem oberflächigen Vielwissen durch Gründlichkeit

und der einseitigen Beschränkung auf ein einziges Fach, durch wechselseitige Mittheilung der Ideen beständig entgegen gearbeitet wird; wo die entferntesten, sich ganz fremd scheinenden Gegenstände in dem Gebiete der Geisterwelt sich zusammenfinden, und das Allerverschiedenste dennoch in einem Berührungspunkte des gemeinschaftlichen Denkens zusammentrift, wo seine ursprüngliche Verwandschaft wieder anerkannt wird.

Wenn nun eine solche Versammlung durch ein Haupt gelenkt wird, das selbst mit den verschiedensten Fächern vertraut, den Umfang der Wissenschaften zu übersehen geübt, den Werth einer jeden zu schätzen weiß, und durch seinen aufmunternden Beifall jede sich emporarbeitende Geisteskraft neu belebt; wie können da die Bemühungen eines jeden Einzelnen, mit der Erweiterung der Wissenschaften ihre Vereinfachung beständig zu verknüpfen, ihres Zwecks verfehlen.

In einem solchen Zirkel aufgenommen zu sein, bezeichnet mir die schönste Periode meines Lebens. Dieser ehrenvollen Aufnahme, durch eignen be-

scheidenen Beitrag, besonders im Fache der Philosophie der Sprache, und durch sorgfältige Benutzung jedes fremden Beitrags zu dem Umfange der wissenswürdigen Dinge, mich immer werth zu erhalten, und auf die Weise unter den Augen und nach dem erhabenen Muster unsers von ganz Europa und entfernten Nationen verehrten Chefs, dessen unsterblicher Nahme seinen Beifall demjenigen, welchem er zu Theil ward, auch auf die Nachwelt sichert, mit unermüdeter Thätigkeit, jedes edle Ziel des Denkens, das sich nur auf meinem Wege darbietet, zu verfolgen, wird unaufhörlich mein eifrigstes Bestreben seyn.

Ueber ein Gemälde von Göthe.

Der Begrif von der Macht des Ausdrucks ist wohl nirgends erhabener ausgesprochen, und dieser Ausspruch zu gleicher Zeit durch die herrlichste Probe erwiesen worden, als in dem folgenden poetischen Gemälde von Göthe, das in der beschreibenden Gattung immer ein unerreichbares Muster bleiben wird.

Die Vorbereitung zu diesem Gemälde macht das unverhaltne, gradezu bezeichnete Selbstgefühl des Mahlers:

„Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen „Strich, und bin nie ein größerer Mahler gewe„sen, als in diesen Augenblicken.“

Hier ist die höchste Naivität und Einfalt des Ausdrucks, der auf einmal alles sagt, was in der Seele des Dichters schlummerte, welcher, ehe er noch sein Gemälde zu entwerfen anhebt, es schon in seiner ganzen Kraft und Fülle in seinem Busen fühlt, und dieß Gefühl zuerst ausspricht, dem er nun den Beweiß unmittelbar hinzufügt, indem er sich den wunderbaren Eindruck, welchen die umgebende Natur auf ihn macht, zu entwickeln, und seine innigsten Empfindungen durch den harmonischsten Silbenfall und den bedeutendsten Klang der Worte sich selber und dem Leser vernehmbar zu machen sucht.

„Wenn das liebe Thal um mich dampft, und „die hohe Sonne an der Oberfläche der undurch„dringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und

„nur

„nur einzelne Strahlen sich in das innere Heilig-
„thum stehlen, und ich dann im hohen Grase
„am fallenden Bache liege, und nahe an der Erde
„tausend Gräschen mir merkwürdig werden;
„wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwi-
„schen Halmen, die unzähligen Gestalten der
„Würmchen, der Mückchen, näher an meinem
„Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des
„Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf,
„das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger
„Wonne schwebend trägt und erhält; mein
„Freund, wenns dann um meine Augen däm-
„mert, und die Welt um mich her und der Him-
„mel ganz in meiner Seele ruht, wie die Gestalt
„einer Geliebten, dann sehn' ich mich oft, und
„denke: ach, könntest du dem Papier das ein-
„hauchen, was so voll, so warm in deiner Seele
„lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele,
„so wie deine Seele ist der Spiegel des leben-
„digen Gottes."

Was nun diesem, so wie andern Naturge-
mälden dieses Dichters einen so hohen Reiz giebt,
scheint vorzüglich die Kunst oder Wahl zu seyn,

womit die einzelnen Züge gestellt und geordnet sind, daß sie sich, wie von selber, zu einem vollendeten Ganzen bilden.

Zuerst wird mit wenigen Zügen ein Umriß um das Bild entworfen, dann senkt sich die Darstellung von einer Höhe immer tiefer bis zu dem kleinsten Gesichtskreise des Auges, zu dem Grashalm am Boden nieder; je tiefer sich die Darstellung niedersenkt, jemehr sich das Bild im Kleinen ausmalt, desto inniger und lebhafter wird die Empfindung, die dann gleichsam aus ihrem Mittelpunkte sich wieder erhebt, und die Darstellung wieder steigen läßt, so wie sie vorher sich niedersenkte, bis zuletzt ein großer Umriß sich wieder um das Ganze zieht, und eine das Ganze umfassende Empfindung zuletzt das Bild vollendet.

Umriß.

„Wenn das liebe Thal um mich dampft, und „die hohe Sonne an der Oberfläche der undurch„dringlichen Finsterniß meines Waldes ruht“

Niedersenkung

„und nur einzelne Strahlen sich in das innere „Heiligthum stehlen,“

Niedersenkung

„und ich dann im hohen Grase am fallenden „Bache liege,“

Niedersenkung

„und nahe an der Erde tausend Gräschen mir „merkwürdig werden;“

Niedersenkung

„wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwi„schen Halmen, die unzählichen Gestalten der „Würmchen, der Mückchen näher am Herzen „fühle,“

Erhebung

„und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der „uns nach seinem Bilde schuf,“

Erhebung

„das Wehen des Alliebenden, der uns in ewi„ger Wonne schwebend trägt und erhält.“

Großer Umriß.

„Mein Freund, wenns dann um meine Augen „dämmert und die Welt um mich her, und der „Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die „Gestalt einer Geliebten;“

Vollendung.

„Dann sehn' ich mich oft und denke: ach „könntest du dem Papier das einhauchen, was „so voll, so warm in deiner Seele lebt, daß es „würde der Spiegel deiner Seele, wie deine „Seele der Spiegel des lebendigen Gottes ist!“

Das Bild schließt sich, wie es anhub, mit dem unmittelbaren Ausdruck:

Anfang.

„Ich bin nie ein größerer Maler gewesen, „als in diesen Augenblicken. — —“

Schluß.

Schluß.

„Könntest du dem Papier das einhauchen, „was so voll, so warm in deiner Seele lebt!“

Grade mit diesem Wunsche und mit jenem Selbstgefühl zusammen genommen, ist hier der Ausdruck der getreueste Spiegel der Seele, welchen vielleicht je eine Feder entworfen hat; und möge dieß Bild einem jeden, der Empfindungen an den Schönheiten der Natur erkünstelt, und Gefühle aussprechen will, die er nicht hat, zur Verzweiflung aufgestellt seyn!

Denn das siehet ein jeder wohl ein, daß der Dichter, als er sein Gemälde entwarf, nicht an Umriß, Niedersenkung, Erhebung, oder Vollendung dachte, sondern daß nur durch das Bestreben, treu und wahr seine Empfindung auszusprechen, jener Umriß, jenes harmonische Fallen und Steigen, und jene reitzende Vollendung sich bildete.

Denn Schönheit und Wahrheit sind unzertrennlich mit einander verknüpft.

Die höchste Wahrheit des Ausdrucks bildet ihn auch schön, weil sie ihn der Natur nachbildet. Und alles Bestreben nach Schönheit des Ausdrucks wird vergeblich seyn, wenn das Bestreben nach Treue und Wahrheit ihm nicht vorangegangen ist; wenn die Seele nicht sorgsam auf den innern Einklang gelauscht hat, durch welchen sie mit der umgebenden Natur zusammenstimmend, allein das Herz bewegen kann.

Dieß ist jene Sehnsucht, dem Papier unmittelbar einzuhauchen, was in der Seele lebendig da steht, und unter dem Buchstaben nur zu leicht verschwindet.

Das Auge schaut umher und durchwandelt die Gegend. —

Es heftet sich auf den Boden, und beschränkt sich auf den Fleck, wo es den Graßhalm unterscheidet. —

Es blickt wieder auf, und spiegelt Himmel und Erde. —

Es giebt nichts Erhabeners als die Nebeneinanderstellung der Erscheinungen der Natur in ihrem größten und in ihrem kleinsten Umfange.

Und die Mahlerey vom Großen ins Kleine, vom Weiten und Fernen ins Nahe und Enge, ist so sehr der Natur gemäß, daß sie durch die Täuschung der perspecktivischen Darstellung die Natur selbst zu seyn scheint.

Die Schönheit und Wahrheit im Ausdruck aber muß wohl vorzüglich darin ihren Grund haben, daß einer sich mit einer gewissen Ruhe der Seele den Eindrücken der schönen Natur überläßt, und die Folge derselben durch die Darstellungssucht bey ihm nicht unterbrochen wird.

Denn eben diese ununterbrochene Folge der Eindrücke macht, daß das Bild, wegen seiner täuschenden Aehnlichkeit mit der Natur, uns in Bewunderung und Erstaunen versetzt.

Wer nun aber eine solche Ruhe der Seele besitzt, bei dem fehlet es gemeiniglich an Dar-

stel-

stellungstrieb oder Kraft, und wer diese hat, bey dem findet sich selten der erforderliche Grad von Ruhe der Seele; darum kann es nur wenige Dichter geben.

Der Darstellungstrieb muß sich dem ruhigen Eindruck unterordnen und die glücklichen Momente abwarten; dazu gehört eine große Kraft der Seele, die in den Augenblicken immer wachsam seyn muß, daß über dem Verlangen nach der schönen Darstellung die Wahrheit der Empfindung nicht verlohren gehe, und wiederum über dem Vergnügen an der Wahrheit der Empfindung selber die Darstellung nicht vergessen werde.

Die wahre Darstellung ist daher gewissermaßen ein Ringen mit der Natur, die doch immer mächtiger ist, und sich von dem menschlichen Geiste weder in Worte noch Umrisse bringen läßt.

Daher kommt denn auch noch der allerwahrste Zug zu dem Gemälde unsers Dichters:

„Ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege „unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Er„scheinungen.“

Den Zustand, welcher zu einem Abdrucke der Seele, wo der Darstellungstrieb der Empfindung niemals vorgreift, erfordert wird, schildert der Dichter in der folgenden Stelle, welche der nächsten Vorbereitung zu seinem Gemählde noch vorangehet:

„Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze „Seele eingenommen, gleich den süßen Früh„lingsmorgen die ich mit ganzem Herzen ge„niesse. Ich bin so allein und freue mich mei„nes Lebens, in dieser Gegend, die für solche „Seelen geschaffen ist, wie die meine. Ich bin „so glücklich, mein Bester, so ganz in dem Ge„fühl von ruhigem Dasein versunken, daß meine „Kunst darunter leidet.“

Hierauf folgt nun eben die Stelle:

„Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen „Strich, und bin niemals ein größerer Mahler „gewesen, als in diesen Augenblicken.“

Unter der Fülle des Genusses leidet würklich die Kunst, und indem der Darstellungstrieb dem Genuß untergeordnet ist, so strebt er, um gleichsam den Genuß nicht zu lange zu unterbrechen, nach dem leichtesten und unmittelbarsten Ausdruck durch die Sprache; die Umrisse verwandeln sich in Worte; der Zeichner oder Mahler wird zum Dichter. —

Man wird nicht leicht ein Werk der Poesie finden, wo der Darstellungstrieb selber sich so getreu mit dargestellt hätte, als in diesem poetischen Gemählde, in welchem gleichsam das Innerste der Seele sich darzulegen strebt.

Sehen wir nun auf das Gemählde selbst zurück, so finden wir, daß der Dichter die Folge in demselben nicht ungestraft hätte verändern dürfen; denn weil es nicht wie ein wirkliches Gemählde auf einmal da steht, so beruht hier das meiste auf der Folge, in welcher der Dichter die Eindrücke in der Seele des Lesers entstehen läßt.

Es wäre unmahlerischer gewesen, wenn der erste Umriß weggelaßen wäre, und der Dichter gleich angefangen hätte:

„Wenn ich im hohen Grase am fallenden Bache liege u. s. w."

Das Bild muß aus der Ferne der Einbildungskraft und Empfindung immer näher kommen, und nicht umgekehrt aus der Nähe sich entfernen.

Erst seine Lage und dann die Eindrücke zu beschreiben, ist lange nicht so darstellend, als erst die Eindrükke, und dann die Lage zu schildern, welche durch die Eindrükke und Umgebung erst Interesse erhält.

Derjenige wird die Natur am besten beschreiben, wer sie so empfindet, daß sie mit ihm selber gleichsam ein Ganzes ausmacht, indem er in sie versenkt, und sich mit ihr auf das innigste verwebt fühlt; eine solche innige Anschließung deuten die folgenden schönen Züge an:

„Wenn das liebe Thal um mich dampft“ —

„An der undurchdringlichen Oberfläche mei-
„nes Waldes“ —

— „Und die Welt um mich her und der
„Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die
„Gestalt einer Geliebten.“ —

Was für ein reines Organ und was für ein heller ausgebildeter Spiegel der Seele aber wird zu einer solchen Beschreibung vorausgesetzt. In den Augenblicken, wo eine solche Beschreibung glücken soll, muß das einzelne Selbstbewußtsein sich gleichsam in dem Mitbewußtsein des großen Ganzen der Natur verlieren, wovon das denkende und empfindende Organ durchströmt wird.

Von einer solchen Stimmung der Seele, die schon da sein muß, ehe man noch an der Darstellung denkt, kann eine solche Schilderung nur die Folge seyn.

Wer eine solche Darstellung versucht, ohne daß ein solcher Zustand vorhergegangen ist, der

muß eben so unwahr werden, wie einer, der bei ganz gemeinen und gewöhnlichen Schicksalen, dennoch einen Roman von seinem Leben erzählen wollte.

Die Wahrheit der Empfindung aber haucht jedem einzelnen Ausdruck Leben ein, und macht, daß Wort und Bild sich immer entgegen kommen:

„Das dampfende Thal"

„Die hohe Sonne" —

„Die undurchdringliche Oberfläche der Finsternis des Waldes" —

„Die einzelnen Strahlen, die sich in das innere Heiligthum stehlen" —

„Der Dichter im hohen Grase am fallenden Bache liegend" —

Jeder einzelne Zug in dem Gemählde tritt mit lebendigen Farben im frischen Glanze hervor; und die Folge der Worte selber hat eine Art von Zauberkraft, weil der folgende Eindruck den vor-

vorhergehenden niemals stört oder verdrängt, sondern vielmehr mit ihm eins wird, so daß zulezt alles ineinander fließt, und der Eindruck eines Gemäldes würklich in der Seele hervorgebracht wird.

Einfachheit und Klahrheit.

Wo nur irgend, nach der langwierigen Barbarei, den Wissenschaften ein neues Licht angezündet ist, und die Kunst ihr Haupt empor gehoben hat, da hat man sich, statt neue Verzierungen auszudenken, der edlen Einfalt der Griechen und Römer wieder zu nähern gesucht.

Man fing damit an, jedes schöne Ueberbleibsel des Alterthums wie ein kostbares Kleinod zu betrachten; man wallfahrtete nach Antiken, Bildsäulen und Ruinen; bereichert mit den Schätzen der alten Kunst, kehrte der Künstler wieder in sein Vaterland zurück, und mit ihm der wohl-

thätige Genius, welcher neue Wärme und neues Leben um sich her verbreitete.

So wie der gebildete Geist im Denken Ordnung, Licht und Klarheit liebt, so muß auch in der Kunst das Wohlgeordnete, was leicht zu durchschauen und ohne Mühe zu umfassen ist, vor dem Verwickelten, Verwirrten, und Unbehülflichen nothwendig den Vorzug haben.

Auf Leichtigkeit der Uebersicht kömmt ja im Denken alles an, und so auch in der Kunst — Alles was daher die leichte Uebersicht des Ganzen stört, mag es an sich und einzeln betrachtet auch noch so vielen Reiz haben, ist in der Kunst eben so verwerflich, als in Gegenständen des Denkens ein müßiges Spiel der Einbildungskraft ist, das nicht zur Sache gehört.

So wie jemand, der eine Sache deutlich einsiehet, sie mit der leichtesten Mühe bearbeitet, da hingegen ein anderer mit der größten Anstrengung nicht zu seinem Zweck gelangt, so ist auch der Künstler nur durch die leichte Uebersicht

sicht

sicht seines Gegenstandes mächtig, durch die Kunst auf das Gemüth zu wirken, und die Aufmerksamkeit zu fesseln.

Denn indem er alles Einzelne so darzustellen weiß, daß man dadurch nicht befriedrigt, sondern immer auf ein größeres Ganze hingewiesen und hinzezogen wird, hat er das Gemüth gleichsam in seiner Gewalt, und wirkt unwiderstehlich auf dasselbe.

Dieser Grundsatz ist so fest, daß gar kein Zweifel dagegen statt findet: wer die einzelnen Theile oder die Verzierungen in einem Kunstwerke so hervorstehend macht, daß meine Aufmerksamkeit dadurch zerstreut, und die Uebersicht des Ganzen nur dadurch erschwert wird, der hat auch das Ganze selbst verunstaltet, statt es zu verschönern.

Wie nun die männliche Denkart sich dadurch von der kindischen unterscheidet, daß sie einen festen Plan verfolgt, und sich durch die Spiele des Zufalls in den einzelnen Momenten von ihrem

Hauptgegenstande nicht ablenken läßt; so unterscheidet sich auch in den Künsten der edle und männliche Geschmack dadurch von dem kleinlichen und kindischen, daß er nichts duldet, wodurch die Einbildungskraft zu unnützen Spielen verleitet, und die Aufmerksamkeit der Seele von dem Hauptgegenstande abgelenkt wird.

Zwar spielt die Kunst immer, aber selbst mit dem Spiele muß doch ein gewisser Grad von Ernst und Aufmerksamkeit verknüpft seyn, wenn es nicht langweilig und abgeschmackt werden soll; wo nun dieser Ernst und Aufmerksamkeit ganz fehlet, da fällt das Spiel selbst wieder ins Kindische, und dieß heißt denn, nach Lessings Ausspruch:

„Mit dem Spiele spielen."

Sobald man sich dieß erlaubt, wird freilich die Mannigfaltigkeit grenzenlos, aber eben deswegen wird sie auch langweilig und fade werden, weil sie keinen Vereinigungspunkt mehr hat, woran man das einzelne knüpfen könnte, und wo-

durch

durch die Vergleichungskraft unserer Seele beschäftigt würde.

Daher ist nichts langweiliger und tödtender für den Geist, als bloße Abwechselung und bloße Mannigfaltigkeit ohne Plan und Zweck. Wo diese herrschend ist, da erliegt das Emporstreben der Denkkraft, und jede edle und große Empfindung unter dem Drucke einer Menge von Kleinigkeiten, die alle zusammen genommen nicht der Mühe des Denkens werth sind.

Indem wir uns nun an die Alten schließen, so heben wir uns auch zu ihrer männlichen Denkkraft wieder empor. — Denn sie waren Künstler mit der Einbildungskraft und mit dem Verstande zugleich; diejenigen, welche von ihnen abwichen, waren bloß Künstler mit der Einbildungskraft: es war ihnen gleichsam zu lästig, den Flug der Einbildungskraft immer wieder zurükzurufen; sie ließen sich durch ihren Gegenstand selber, mit einer Art von Vergnügen in Labyrinthe verleiten; statt daß sie hätten wünschen sollen, desselben immer Meister zu seyn, und ihn in ihrer Gewalt

zu

zu haben. Ihre Zusammensetzungen verhielten sich daher zu den Kunstwerken der Alten, wie ein Arabisches Feenmärchen zu der Iliade des Homers.

So wie wir uns nun zuweilen am kindischen Spiel ergötzen, können auch die sonderbarsten Ausschweifungen der Einbildungskraft uns wohl einmal Vergnügen erwecken; nur müssen wir sie für das halten, was sie sind, und das Studium und die Betrachtung der edleren Werke des Geistes nicht darüber vernachläßigen: denn durch diese bekommen wir doch erst den wahren Maasstab für das Schöne, nach welchem wir es bis in seine feinsten Abstuffungen verfolgen können, und wodurch uns zugleich die Grenzen des Abentheuerlichen und Abgeschmackten bezeichnet werden, welche doch irgend wo statt finden mußten, weil man sonst gar nicht sagen könnte, daß irgend etwas geschmackvoll oder geschmacklos sey.

Freilich kommt es nur darauf an, von wem das Urtheil, daß etwas geschmackvoll oder geschmacklos sey, ausgesprochen wird; weil der eine sich würklich an eine Sache sehr ergötzen

kann,

kann, wovon ein anderer verächtlich seinen Blick abwendet.

Hierin beruht aber alles auf der Vergleichung; wer diese anzustellen noch nicht Gelegenheit oder Muße gehabt hat, dessen Urtheil verdient Schonung und Nachsicht; wer aber bei der Vergleichung selber durch das Bessere und Schönere ungerührt bleibt, den werden auch keine Gründe überzeugen; er wird den Gott der Harmonie mit seinem Saitenspiel verwerfen, und für die Pfeife des Pan entscheiden. —

An die Thätigkeit.

Sei mir gegrüßt im frühen Morgenstrahle,
Du, die uns neues Leben bringt!
Dir dampft auf Sonnenhügeln, dir im Thale
Schon Weihrauch, den dein Odem trinkt.

Die Blumenknospe fängt sich an zu regen,
Und zittert und entfaltet sich,
Der hohe Eichenwald strebt dir entgegen,
Und rauschet himmelan durch dich.

Die Pflanze schießt empor voll edler Säfte,
Du pflegst den Keim, du tränkst die Flur,
Du athmest, und dein Hauch geußt Lebenskräfte
Durch alle Adern der Natur.

Du jagst die Stürme durch die Meereswogen,
Der Donner rollt auf dein Geboth,
Du drängst die Sonne an den Himmelsbogen
Und färbst die Morgenwolken roth;

Machst daß mein Fuß emporstrebt, wenn ich wandle,
Mein Ohr vernimmt, mein Auge sieht,
Mein Arm sich kraftvoll ausstreckt, wenn ich handle,
Und meine Wange heißer glüht.

Was zittr' ich? — o dein allgewaltig Leben,
Das in dem Puls der Schöpfung spielt,
Ich fühl' es iezt durch meine Seele beben,
Wie ich's noch nie, noch nie gefühlt.

Wie mächtig ist der Mensch, wenn die Gedanken
Nach einem Ziele unverrückt

Hin-

Hinstreben und nicht weichen, und nicht wanken,
Bis erst die kühne That geglückt.

Und diese Macht — wie kömmt sie aus dem
Schlafe,
Du Allwirksame, als durch dich?
So oft sie in mir schlummert, o so strafe
Durch deinen lautsten Donner mich!

Und sende, wenn ein träges Seelenfieber
Hinfort durch meine Adern schleicht,
Doch deinen guten Engel mir hinüber,
Der diesen Dämon von mir scheucht!

Auch eine Hypothese über die Schöpfungsgeschichte Mosis.

Aus den frühesten Jahren unserer Kindheit, so lange die Sprache den schwankenden Vorstellungen in unsrer Seele noch nicht Dauer und Festigkeit gab, können wir uns von dem, was wir gesehen und gehört haben, wenig oder nichts mehr erinnern. Wir hatten noch keine Merk-

mahle, woran wir unsre eignen Vorstellungen von einander unterscheiden konnten, diese flossen daher entweder in eins zusammen, verdrängten sich einander, oder verwirten sich untereinander.

Wir konnten die Sonne noch nicht vom Himmel unterscheiden, an dem sie glänzte, und das Gemählde nicht von der Wand, woran es befestigt war. Die Vorstellungen von den Tönen flossen mit den Vorstellungen von den Farben zusammen, und verwirrten sich auf mancherlei Art, so daß es beinahe so gut war, als ob wir gar nichts gesehen oder gehört hätten.

Mit den ersten Tönen aber, die unser Mund stammeln lernte, fing es auch an, in unserer Seele Licht zu werden. Als wir zuerst die süßen Namen: Vater und Mutter, lallten; da konnten wir in ihnen schon unsere zärtlichsten Freunde, sowohl von der todten als leblosen Welt, als von allen übrigen Menschen unterscheiden. Nun war schon ein festes Bild in unsrer Seele, wo sich mehrere anschließen konnten, die demselben eines nach dem andern folgten; und so entstand allmählig das wunderbare, starke Ge-

webe unsrer Gedanken, welches nun durch die Zeit so fest in einander gewürckt ist, daß nicht leicht mehr ein Faden daraus verlohren gehen kann.

Jene süße Erinnerung an unsre verfloßnen Tage, was wäre sie ohne Sprache? Ein ödes Labyrinth halbverwischter Eindrükke durch tausend Lükken unterbrochen, worin sich wiederum die Gegenwart eines jeden Tages verlieren würde. Allein die Sprache ist der unzerstörbare Knäuel, von welchem wir den Faden abwikkeln, der uns aus diesem Labyrinth unsrer Vorstellungen den einzigen Weg zeigt. Wir machen es wie ein Wanderer, der in einem dichten unwegsamen Gehölze den Weg, den er wandelt, gerne wieder zurückfinden will, und sich einen Merkstab nach dem andern hinstellt, wornach er sich richten kann, wenn er wieder umkehrt. So oft wir etwas sehen oder hören, befestigen wir durch das tönende Wort einen solchen Merkstab in unsrer Seele; und wenn wir uns desjenigen, was wir gesehen oder gehört haben, wieder erinnern wollen, so dürffen wir uns nur nach diesen Merk-

stäben, als getreuen Wegweisern richten. Thäten wir das nicht, so würden wir mit unsrer Erinnerung nicht grade auf die Dinge fallen, deren wir uns wieder erinnern wollen, sondern würden mit ungewissen Schritten bald zur Rechten, bald zur Linken ausweichen, und niemals, als durch Zufall, auf den rechten Fleck treffen.

Ist es nicht die Sprache, wodurch wir einer jeden Gattung von Dingen ein untrügliches Merkmahl aufdrükken, an welchen wir sie wiederkennen, wir mögen sie antreffen, wo und in welcher Mischung wir wollen? Ist sie es nicht, welche uns mit einem Worte die ganze Natur umfassen, und dann wieder das kleinste Sonnenstäubchen in derselben auf das genaueste bezeichnen läßt? Ist es nicht das Wort, welches der Vorstellung die Grenzen vorschreibt, die sie nicht überschreiten soll, indem es den Umfang des Gegenstandes, den wir betrachten wollen, es sei nun ein Eichbaum oder ein Grashalm, auf ein Haar bezeichnet? — Dadurch daß wir das Ganze und das Einzelne in der Natur benennen lernen, werden wir immer vertrauter mit ihrem Anblick; und so oft wir sie

wieder-

wiedersehen, freuen wir uns, wie über das Antlitz eines Freundes, mit dem wir täglich bekannter werden, jemehr wir ihn von andern Menschen unterscheiden lernen. — Freilich liegt dieser Unterschied schon in den Dingen selber, wovon ein jedes die Linien seines Umfangs gleichsam um sich her ziehet. Auch macht uns die Durchsichtigkeit der Luft den Unterschied der Dinge auffallender, indem beständig Lükken zwischen denselben zu sein scheinen. Aber diesen Unterschied selbst muß doch die Sprache erst bezeichnen, wenn er uns nicht in demselben Augenblick, da wir ihn bemerkt haben, wieder entwischen soll. Der auffallendste Unterschied der Dinge in unsrer Vorstellung mußte zwar zuerst das Wort hervorpressen, aber eben durch das Wort mußte nachher der Unterschied selbst wiederum genauer bezeichnet, und die Grenzlinien der Dinge immer bestimmter gezogen werden.

Unterscheiden und benennen, scheint also unzertrennlich mit einander verknüpft zu sein. — Nun lese ich die Schöpfungsgeschichte Mosis, und finde die Begriffe von Unterscheidung und Benennung, allemal unmittelbar aufeinander

folgend, dieser ehrwürdigen Erzählung eingewebt. Gott unterschied, Gott nannte, heißt es bei der Schöpfung des Lichts, des Firmaments, und der Erde. Wir sehen, wie in der schönsten Stufenfolge erstlich die größten und auffallendsten, und dann allmählig die kleinern Unterschiede bezeichnet werden.

Was für einen auffallendsten Unterschied giebt es in der ganzen Natur, als zwischen Licht und Finsterniß! Dieser wird zuerst bezeichnet, indem es heißt: Gott scheidete oder unterschied das Licht von der Finsterniß, und nannte das Licht Tag, und die Finsterniß Nacht.

Auf den Unterschied zwischen Licht und Finsterniß folgte der zweite große Unterschied zwischen Himmel und Erde. Gott scheidete das Wasser unter der Vesten von dem Wasser über der Vesten, und nannte die Veste Himmel.

Dann folgt der dritte große Unterschied zwischen Erde und Wasser. Gott sprach: es sammle sich das Wasser an sondre Oerter, daß man das Trockne sehe, und Gott nannte das Trockne Erde, und die Sammlung der Wasser nannte er Meer.

Nun

Nun kommen erst die kleinern Unterschiede zwischen den Arten der Bäume und Pflanzen, die auf der Erde, und dem großen und kleinen Lichte, wie auch den Sternen, die am Himmel befindlich sind. Zuletzt die Unterschiede zwischen den Arten der Fische und Vögel, die im Wasser, und unter dem Himmel, und den Arten der Thiere, die auf der Erde leben und sich bewegen.

Was ist nun wohl natürlicher, als daß wir ein Ganzes, wovon wir uns eine deutliche Vorstellung machen wollen, erstlich nur ins Große unterscheiden, und dann immer weiter ins Kleine ordnen und klassificiren? Nun mußte aber Gott von der Welt, die er schaffen wollte, eine deutliche Vorstellung haben; und was war wiederum natürlicher, als daß der Mensch ihm seine Vorstellungsart, erst ins Große und dann allmählig ins Kleinere zu unterscheiden, mittheilen mußte, wenn er sich einen Begrif von der Schöpfung der Welt machen wollte? Dergleichen Vorstellungen von Gott, wo man ihn aus und nach sich selber bildete, waren der Kindheit des menschlichen Geschlechts insbesondere angemessen; dürfen wir uns

also wohl wundern, wenn ihm bei der Schöpfung das Unterscheiden und Benennen als die Sprache, gleichsam als ein Hülfsmittel zugeeignet wird, um die große Masse, welche er vor sich hatte, gehörig zu ordnen und einzutheilen?

Wenn der Mensch, mit der Macht eines Gottes begabt, eine Welt erschaffen wollte; so hätte er es ohngefehr so anfangen müssen, wie es hier beschrieben wird. Er würde nur gesagt haben: es werde Licht! und es wäre Licht geworden; dann würde er das Licht von der Finsterniß unterschieden, und ihm einen Namen gegeben haben, damit es nicht nur an sich selber, sondern auch in seiner Vorstellung unterschieden gewesen wäre; dann hätte er sein Werk angesehen und sich darüber gefreuet: denn es war sehr gut. — Aus eben dem Grunde sind auch dieser Erzählung die simpelsten Begriffe von Zeit und Zahl mit eingewebt, die für uns ein so nothwendiges Bedürfniß sind, wenn wir unsere Vorstellungen, in Ansehung ihrer Folge aufeinander, in unserer Seele ordnen wollen. Daher heißt es durchgängig: so ward aus Abend und Morgen der erste, zweite Tag, u. s. w.

Auf diese Weise scheinet sich diese Erzählung, wie es mit der Schöpfung oder Entstehung dieses Weltalls wohl zugegangen sein möge, ihrem Verfasser, in einer glücklichen Stunde der Begeisterung, gleichsam aufgedrängt zu haben. Indem er aber die Entstehung der Welt an sich selber schildern wollte, so schilderte er doch im Grunde weiter nichts, als die Entstehung oder Schöpfung derselben in der Vorstellung des Menschen, wie es diesem gelang, sich durch Unterscheiden und Benennen, oder welches einerlei ist, durch die Sprache, allmählig einen immer deutlichern Begrif davon zu bilden. Und in dieser Rüksicht, wie er die stufenweise Entstehung der menschlichen Begriffe, vermittelst der Sprache, beschreibt, wäre denn Mosis sowohl Philosoph als Dichter gewesen; obgleich das erste mehr zufälliger Weise, weil er nicht sowohl zur Absicht gehabt zu haben scheint, von dieser würklichen Entstehung der menschlichen Begriffe zu reden, als vielmehr eine wahrscheinliche Fiktion von der Schöpfung des Weltalls zu entwerfen.

So wie nun oft die Begeisterung den Dichter

zum Philosophen erhebt, indem seine reiche Phantasie die Stelle der Beurtheilungskraft ersetzt; so liefert uns auch Moses, ohne daß er dieß vielleicht eigentlich zur Absicht hatte, in der Schöpfungsgeschichte eine sehr philosophische Darstellung des wahrscheinlichen Ursprungs der Sprache und des menschlichen Denkens.

So lange der Mensch noch ohne Sprache war, muß die Welt gleichsam ein Chaos für ihn gewesen sein, worin er nichts unterscheiden konnte, wo alles wüste und leer war, und Dunkel und Finsterniß herrschte.

Allein der Mensch konnte nicht lange ohne Sprache bleiben, weil der Schöpfer dieselbe, als ein so nothwendiges Bedürfniß des menschlichen Denkens, schon von Anfang an in die ganze Schöpfung mit eingewebt, und einen so auffallenden Unterschied in die Dinge gelegt hatte, welche den Menschen umgaben, daß dadurch das Wort, womit er seinen Unterschied bezeichnen sollte, gleichsam aus seinem Munde gepreßt wurde. — Nun scheint es, als ob der betrachtende Mensch erst die großen Unterschiede zwischen Licht

und Finsterniß, Himmel und Erde, Erde und Wasser, hinlänglich bemerken, und bezeichnen mußte, ehe noch seine Aufmerksamkeit auf die kleinern Unterschiede der Pflanzen, Gestirne und lebendigen Thiere fallen konnte.

Das erste einsylbige Freudengeschrei, womit er das anbrechende Licht begrüßte, und die erste furchtsame kindische Klage bei der wieder einbrechenden Finsterniß, waren vielleicht die ersten Namen, wodurch er das Licht von der Finsterniß unterschied, und Tag und Nacht bezeichnete.

Nachdem er sich vielleicht schon oft über die größte Erscheinung in der Natur, über den aufgehenden Tag und die dämmernde Nacht, laut gewundert hatte; so hatte nun seine Aufmerksamkeit Muße, auf einen neuen Unterschied zu fallen. Er blickte über sich, und dann wieder vor sich nieder; sah oben das glänzende durchsichtige Blau des Himmels, und zu seinen Füßen die schwarze feste Erde. Dieser angenehme Anblick eines heitern Himmels, der sich in seinem Auge spiegelte, gegen die dunkle Erde zu seinen Füßen,

preßte einen neuen frohen Laut aus seinem Munde, der die kleine Anzahl seiner Begriffe bereicherte.

Als nun dieser Unterschied wiederum seine Sinne genug beschäftiget hatte, so fing er an zu seinen Füßen einen neuen Unterschied zwischen der undurchsichtigen Erde und dem spiegelhellen Wasser zu bemerken und zu bezeichnen.

Und nun entdeckte er auf der Erde, worauf sonst noch alles ohne Figur und Gestalt vor seinen Blikken schwankte, allmälig die kleinern Gegenstände, die ihm sonst noch alle in eins zu fließen schienen. Zuerst hielt sich seine Aufmerksamkeit an den leblosen Gegenständen fest, weil diese seiner Vorstellung nicht so schnell entwischen konnten. Aufmerksam betrachtete er die Fläche der Erde, und prägte sich Bild und Namen von den mancherlei Arten der Bäume und Pflanzen ein, die auf ihr wachsen. — Er blikte gen Himmel, und lernte nach und nach die Sonne, den Mond und die Sterne von dem Himmel, an den sie glänzten, unterscheiden, und benennen. — Endlich gelang es ihm auch, sich ein festes Bild von den lebenden und webenden Geschöpfen, von

den Vögeln unter dem Himmel, von den Fischen im Wasser, und von den Thieren auf Erden einzuprägen. — Und in Ansehung der lebenden Geschöpfe heißt es noch im folgenden Capitel, daß, durch besondere Fügung des Schöpfers, die Thiere den Menschen gleichsam nahe gebracht wurden, damit er sie nach ihren besondern Arten unterscheiden und benennen lernen sollte.

Nachdem der Mensch auf diese Weise die ganze Natur außer sich unterscheiden gelernt hatte; so war er auch zugleich zu dem völligen süßen Bewustsein seiner selbst gelangt, wodurch er sich von allem, was ihn umgab, unterschied. Und dieß war gleichsam seine eigne edelste Schöpfung.

Da also die Sprache mit ihren ersten Tönen die schlummernde Vorstellungskraft erweckte, da fing es in der Seele an zu tagen, und die Morgendämmerung brach hervor. — Die Schöpfung, welche der Mensch vorher, als eine unförmliche und ungebildete Masse betrachtet hatte, bekam nun allmählig in seiner Vorstellung Bildung und Form. — Das blaue Gewölbe des Himmels zog sich über ihm in die Höhe, und vor ihm senkte

sich die Erde. — Die Wasser sammleten sich in Meere und Flüsse, und vor seinen Blikken ragte das trockne Land empor. — Die Ceder und der Grashalm gewannen in seiner Vorstellung Umfang und Gestalt. — Die Sonne am Himmel ründete sich in seinem Auge. — Jedes Thier erhielt seine Form, und stand in seiner eigenthümlichen Bildung vor ihm da.

So lernte der Mensch vermittelst der Sprache, allmälig das Einzelne im Ganzen unterscheiden. — Wie ein Schiffer in trüber Dämmerung, der nichts als Himmel und Wasser siehet, dann in dunkler Ferne ein Land entdeckt, das sich erst unförmlich aus dem Meere empor hebt, bis es dem Auge immer näher kömmt, und immer mehr Gestalt und Form gewinnt, daß der spähende Blick nach und nach Berge, Thäler und Flüsse, und endlich gar Bäume und Hütten und wandelnde Menschen darauf unterscheiden kann, und nun die ganze schöne Landschaft, geschmückt mit Wäldern und Wiesen, und von Bächen und Flüssen durchschnitten, im Glanz der Morgensonne, vor ihm da liegt.

Der

Der Dichter im Tempel der Natur.

Ein Fragment.

Was uns allein zum wahren Genuß des Schönen bilden kann, ist das, wodurch das Schöne selbst entstand: vorhergegangene ruhige Betrachtung der Natur und Kunst, als eines einzigen großen Ganzen, das, in allen seinen Theilen, sich selber spiegelnd, da den reinsten Abdruck läßt, wo alle Beziehung aufhört, in dem ächten Kunstwerke, das, so wie sie, in sich selbst vollendet, den Endzweck und die Absicht seines Daseyns in sich selber hat. —

Göthe.

So reift, in der Dunkelheit des Waldes, auf der Wiesenfläche und an des Flusses Krümmungen von seinem Homer begleitet, der vaterländische Dichter. —

In staunende Betrachtung ganz versenkt, irrt bald sein Auge von des Himmels Wölbung auf

des

des Gräschens gebogene Spitze, bald blickt er in die spiegelnde Fluth, bald wieder in den weit erhabenern Spiegel, der vor ihm aufgeschlagen, in wiederkehrenden Zeiten Jahre rollen, Sonnen auf und untergehen, Menschen sich zerstören, und einen, der nach langen Jahren, ohne seine Gefährten, in sein Vaterland wiederkehrt, mit allen Stürmen des Schiksals kämpfen läßt.

Das alles geht vorbei, geschieht in wenigen Momenten. — Das Auge blickt wieder auf, siehet noch dieselbe Himmelswölbung, dieselbe spiegelnde Fluth, desselben Gräßchen gebogne Spitze; und das Vorüberrollende in Gedanken steht noch da, steht vest.

Werdende und vergehende Geschlechter, der immer wirkende, immer duldende Mensch in der ihn umgebenden Natur. —

Der neue Sinn erwacht und siehet mit Staunen die Keime des Werdens und Wirkens in allem, was ihn umgiebt. —

Das Maaß der Empfindung füllt sich voll, strömt über — der Bildungstrieb ist da — und findet keinen Stof. — . . . .

Der

Der höchste Stoff der wirkenden Kräfte ist vorweggenommen; das höchste Leben in der zerstörenden Feldschlacht unübertreflich dargestellt — Der Stoff der duldenden Kräfte ist auch erschöpft — alle die Stürme des Schicksals sind durchkämpft — dulden kann niemand mehr, als der herrliche Odysseus, und standhafter niemand sein, wie er — und doch sind menschliche Kräfte einmal der Dichtkunst höchster Stoff. —

Was bleibt dem strebenden, aufs höchste gespannten Bildungstriebe, als die durch ihr Uebermaaß sich selbst zerstörende, in jeder unschuldigen Aeußerung ihrem Untergange unaufhaltsam zueilende Lebenskraft, in ihrem innern Kampfe: so entstand die aller Herzen sich bemeisternde Erzählung von Werthers Leiden, worinn sich nun aufs neue wieder die ganze Menschheit spiegelt.

Ein Werk das unter allem, was die neuere Dichtkunst schuf, der griechischen Einfalt, Würde und Wahrheit am nächsten kommt, und doch, wie mitten aus dem täglichen Leben heraus ge-

hoben, von unsrer Welt und unsern Sitten ein dauernder Abdruck ist.

Sein Stoff, der einzige noch unbenutzte, der dem Homer nachgeschaffen und gleich gebildet, die einzige noch wahre mögliche Epopee unserer Zeit ward.

So entstand, durch die wetteifernde Nachahmung des Schakespear, unser erstes Originaldrama Göz von Berlichingen, wo alles Große, Edle und Schöne aus der Barbarei der mittlern Zeiten, sich von dem Gröbern, Unedlen, und Gemeinen sondernd, und immer näher an einander rückend, zulezt ein täuschendes Ganze bildet, und auch ein heller Spiegel des großen Lebens der Natur in allen Zweigen wird.

Geßner.

Durch vereinten harmonischen Natur und Kunstgenuß entstanden auf ähnliche Weise Geßners Schweitzeridillen, einzig schön und unübertreflich in ihrer Art.

Ramler.

Ramler.

Mit seinem Horaz am Ufer der Spree hinwandelnd, besang der Schöpfer unsrer Ode die Thaten und Schlachten Friedrichs des Einzigen.

Klopstock.

Genährt durch ruhigen stillen Naturgenuß, strömte Klopstock, in seiner Frühlingsfeyer und seinen frühen Gräbern, das hohe Maaß von Empfindung aus, wodurch unser innerstes Wesen sanft bewegt und erschüttert ward.

Gleim.

Selbst frisch und heiter um sich blickend, und mit vollen Zügen die ihn umgebende Natur einathmend, sang der edle Gleim, wetteifernd mit seinem Tyrtäus und Anakreon, in die Herzen der Deutschen Muth und Freude.

Voß.

Genährt durch jenen ruhigen harmonischen Natur und Kunstgenuß konnte Voß, durch seine unübertrefliche Uebersetzung des Homers, uns

von dem Höchsten der Dichtkunst, in unsrer eignen Sprache, den reinsten Abdruck geben, und in den Marschländern seinen Pfarrer von Grünau mit griechischer Einfalt und Wahrheit dichten.

Wieland, Göthe, Lessing.

So sind wir von Gottsched bis zu Gellert, von den Bremischen Beiträgen zu den Litteraturbriefen, endlich bis zu der höchsten Feinheit und Grazie von Wielands Musarion, bis zu der griechischen Einfalt, Würd' und Wahrheit in Werthers Leiden, und zu der alle Nebel des Vorurtheils durchdringenden Klarheit von Nathan dem Weisen emporgestiegen.

Wieland.

Wieland trug im Feuer seiner mitwirkenden Imagination zuerst den ganzen griechischen Himmel auf unsere rauhe Flur hinüber. Wir wandelten, wenn wir wollten, unter Eichen in Lorbeerwäldern, unter Tannen in Cypressenhainen.

Allein die sanften Täuschungen sollten nur unser Leben würzen, nicht aber zur nährenden

Speise werden. Den edlen Nahrungssaft soll unsere eigne, uns selbst umströmende Natur, und fremde Himmelsstriche nur die Würze für unsern Gaumen zollen. — Sobald die Würze zur Speise wird, muß unsere Lebenskraft vertrocknen, wir sterben unserm vaterländischen Boden ab, und finden keine andere Heimath.

Die Kunst als Lebenswürze und nicht als Speise brauchen, darin besteht ja eben jener harmonische Natur und Kunstgenuß, wobei allein nur der Geschmack sich durch sich selber bilden, die Bildungskraft sich durch sich selbst entwickeln kann.

Die Würze bloß zur Würze und nicht zur Speise brauchen, heißt ja nicht ihren Werth verkennen, sondern sie recht nach ihrem Werth schätzen, indem wir sie über alle das Reizende, aber nicht über das Nährende setzen, was mit ihr zugleich genossen wird.

Die Würze ist nicht um zu nähren, so wenig das Schöne da ist, um zu nützen; das Schöne, so bald wir es nach dem Nützlichen schätzen, sinkt

es von seinem Werth und hebt sich auf: darum eben soll es nicht nach dem Nützlichen, sondern bloß nach sich selbst geschätzt, und mit sich selbst verglichen werden.

Wollte nun jemand sagen, die Würze an Speisen sei unnütz und überflüßig, eben weil sie nicht zur Nahrung dient, wozu das hinreicht, was auf unserm vaterländischen Boden wächst — so könnte man auch sagen: der Duft an der Blume sei überflüßig, weil er uns nicht nährt, ihre spielenden Farben sind unnütz, weil sie uns nicht speisen.

Als ob wir bloß verdauen, in Nahrungssaft verwandeln, und nicht auch schmecken, riechen, hören, sehen, uns etwas ein und ausbilden, und denken sollten; und als ob das Verdauen, und die Verwandlung in Nahrungssaft nicht eben dazu wäre, damit wir öfter die Würze in der Erdbeere schmecken, den Duft in der Blume riechen, Natur und Kunst in unserm Auge spiegeln, mit unserm Ohre vernehmen sollten — um das Schöne von allen Seiten in uns herein, und

wenn

wenn wir können, verschönert wieder aus uns herauszubilden. —

Wer kann sagen, wo das bloß Nützliche aufhört, und das bloß Schöne anfängt — Freilich steht es bei uns, die Gränze zu ziehen, wo wir wollen, in Werken, die von Menschenhänden gemacht, durch Menschenhände zerstörbar sind.

Aber können wir auch dem Auge verbieten, daß es Auge, dem Ohre, daß es Ohr sei? Dem Regenbogen, daß er glänze? Der Blume ihren Duft, der Erdbeere ihren Wohlgeschmack?

Laßet unsere große Lehrerin, die Natur, uns fragen: wo hört der Kreislauf ihrer immer sich aus sich selbst entwickelnden, verjüngenden und verschönernden Bildung auf, wo hebt er an?

Wohin wir blicken, sehen wir eine immerwährende Bildung des Einzelnen zum Ganzen und dieses Ganzen wieder zu einem größern, und immer größern, und zulezt undenkbarem Etwas, das unsre stammelnde Zunge, da wo sie den sich immer selbst umwälzenden Begriffen nicht weiter folgen kann, in der letzten Anstrengung ihrer

Kraft, das All, das große Ganze, die Natur nennt.

Wir fassen sie, uns an sie schließend, mehr mit Liebe, als mit Gedanken.

Fühlen können wir sie als die Gebährerinn aller Wesen, denken nur als die Gebährerinn unsers Wesens. — Und wollen wir sie uns dennoch denken, wie sie ist, und den Begrif von ihr nicht leer laßen, was können wir ihr höheres wieder geben, und in sie hinein legen, als das Höchste, was sie den Menschen selber gab im höchsten Maaße; statt der Bildungskraft die Schöpfungskraft, worin sie alle übrigen denkbaren Kräfte auf einmal schaffend in sich faßt, und die wir uns nun als den Mittelpunkt ihres Wesens denken, auf den sie sich von allen Seiten stützt, und in welchem ihr eigenes großes Daseyn auf sich selber ruht.

Wir glaubten sie uns vorzustellen und haben doch nur uns selbst gedacht — wir wachen aus der Täuschung auf — der Kreislauf unsrer Begriffe schließt sich hier, und geht, wohin er soll, in dankvolle ruhige Empfindung unsers eignen

Daseyns — und haben wir Bildungskraft, in einen reinen Abdruck des höchsten uns fühlbaren Schönen über.

So bildete unter jedem Himmelsstrich die Natur das Schöne, sich in den reinsten Seelen, in ihren ruhigsten Momenten spiegelnd. Nichts störte die sanfte Harmonie, sie konnte ewig dauern — wenn nicht der Wechsel der Dinge stets seine Tyrannei ausübte.

Völker, wo die Künste blühten, wurden weichlich, üppig, entfernten sich vom reinen Naturgenuß immer weiter, — durch übertriebenen Genuß in jeder Art; des schwächsten Eindrucks fähig, verlohren sie endlich ihre Widerstehungskraft. —

Die Schwerdter der Barbaren drangen ein — das Schöne ward verkannt, verdrängt, zertreten; allein sein edler Saame blieb. —

Nach einer langen Pause ruhen die Schwerdter wieder — der Handel blühet — Menschen theilen sich Menschen mit. — Die ruhige Betrachtung stellt sich ein — man horcht wieder auf die Stimme der Natur — der Sinn für das

Schöne erwacht — man sucht es unter Schutt und Steinen auf; die kostbaren Ueberreste werden mit Gold und Schätzen aufgewogen — ein Volk regt das andre an — man sucht und schätzt das Schöne bey allen Nationen unter jedem Himmelsstrich, wo man es findet — die Sitten bilden sich menschlicher; die Barbarei entflieht.

Der Nationalgeschmack, Nationalstolz und Eigendünkel hört mit dem Religions- und Nationalhaß und Vorurtheilen allmählig auf — das, was zu wechselseitiger Bildung geschaffene Völker von einander hielt, wird durch die siegende Vernunft verdrängt — Die Menschheit tritt wieder in ihre angestammten Rechte, sich mittheilend und sich kennend vom Aufgange bis zum Niedergange.

Und wo ist eine Nation, die mehr vom Eigendünkel frei, das ausser ihr ohne ihr Zuthun schon Hervorgebrachte sorgfältiger sich zu eigen macht, mehr fremde Sprachen lernt, mehr übersetzt, mehr das, was nicht auf ihrem Boden sproßte, doch ihrer Aufmerksamkeit würdig hält, mehr willig lernt und annimmt, als die unsrige;

welche mehr Werth in ihre Menschheit, als in alles setzt, wodurch der Mensch sich von dem Menschen unterscheidet, und welche eben dadurch der edelsten wechselseitigen Mittheilung und Bildung fähig, auch ihrer eignen Achtung und Selbstschätzung werth ist.

Eine solche Nation muß und kann sich bis zu dem höchsten Grade der Verfeinerung bilden, so bald sie das Edle und Schöne, wo sie es findet, dann erst, wenn durch stille Betrachtung der Sinn für das Schöne sich von selbst eröfnet, ruhig umfassend an sich drückt.

Dann muß nothwendig das bildende Genie noch immer mehr durch wetteifernde Nachahmung, und der wählende und prüfende Geschmack durch reinen harmonischen Natur- und Kunstgenuß, sich immer mehr durch sich selbst vervollkommnen und entwickeln. In wie fern dieß nun geschehen sei, wissen wir, und schließen aus der Natur der Sache, wie es hat geschehen müssen, und ferner geschehen kann — und dieser ruhige Ueberblick ist alles, was unbeschadet der

guten

guten Sache, hierbei unsrer Wirksamkeit übrig bleibt.

Giebt es eine reine Uneigennützigkeit?

Man hat oft zu behaupten gesucht, der Mensch könne im Grunde gar nicht uneigennützig handeln, weil doch die größte Aufopferung immer mit Vergnügen für ihn selbst verknüpft, und dieß Vergnügen für jede Aufopferung hinlänglicher Ersatz sey.

Es ließe sich sogleich hierauf antworten: daß das bloße Vergnügen für eine reelle Aufopferung schon hinlänglicher Ersatz ist, macht ja eben die Handlung uneigennützig; gerade daß eine Aufopferung irgend eines eigenen Vortheils dem edlen Menschen nicht Reue oder Mißvergnügen, sondern Vergnügen erweckt, ist ja der höchste Beweis von Uneigennützigkeit. — Denn wenn eine uneigennützige Handlung auch nicht einmal Vergnügen, sondern Mißvergnügen und Reue erwecken sollte, so hörte sie ja eben dadurch

wieder auf uneigennützig zu seyn, weil es dem Vollbringer einer edlen That nun gereuete, seinen eignen Vortheil aufgeopfert zu haben, und er sich nun wieder zu klein für die Großmuth fühlte.

Wir können aber auch das Vergnügen schlechterdings nicht selbst wieder Nutzen nennen, weil es allemal erst aus der Betrachtung des Nutzens entsteht, der uns oder einem Wesen ausser uns z. B. aus einer unsrer Handlungen erwächst.

Daß wir aber bei einer uneigennützigen Handlung uns unser selbst mit Wohlgefallen bewust sind, ist schlechterdings nothwendig, weil wir sonst aufhören müßten, ich zu seyn, und alsdann ja gar keiner Handlung mehr fähig wären.

Wollte nun noch jemand zu dem Uneigennützigen, welcher so viel Glück wie möglich um sich her zu verbreiten suchte, sagen: Du eigennütziger Mensch, willst du nur allein die Freude haben, Wesen außer dir glücklich zu machen? so würde aus jenem die uneigennützige Großmuth selbst antworten: wetteifere du mit mir, und suche du mich zu übertreffen, damit ich noch mehr

Freude habe, weil ich ausser mir noch mehr Glück verbreitet sehe.

Soll die Mode auch über die Sprache herrschen?

In der gebildeten Sprache soll eigentlich gar keine Mode statt finden; denn sie soll ja das Bleibende und Dauernde seyn, was Jahrhunderte hindurch seinen Werth behält, und eigentlich nie veralten oder verwelken kann. —

Daher scheint auch das Gleichniß nicht recht anwendbar zu seyn, dessen sich Herr Adelung in Ansehung des Kanzelleystyls bedient: daß derselbe immer nach und nach gleichsam mit langsamen Schritten der jedesmaligen neuesten Sprachbildung folgen müsse, und zwar wegen der Würde und des Ernstes, welche diese Schreibart erfordert:

„eben so wie bey feyerlichen öffentlichen Ge-
„legenheiten die Würde und der Ernst,
„selbst

„selbst in der Tracht und in den Sitten, der
„flatterhaften Mode den Zutritt verbieten.“

In der Sprache soll aber auf keine Weise eine flatterhafte Mode, sondern durchgängig Ernst und Würde herrschen. Wenn also die Schreibart in öffentlichen Geschäften tadelnswerth ist, so kann dieß ohne Anstand sogleich verbessert werden. Denn das Richtige, was statt des Fehlerhaften gesetzt wird, ist keine flatterhafte Mode mehr, sondern soll immer bleiben. —

Und nach welchem Maaßstabe sollte denn auch der Zeitpunkt bestimmt werden, wo eine wirklich verbessernde Sprachneuerung, die in der Umgangs- und Büchersprache aufgenommen ist, nun auch in die Geschäftssprache eingeführt werden könnte, welche so lange damit verschont bleiben mußte, damit sie den Neuerungen in der Sprache nur mit langsamen Schritten folge?

Ernst und Würde des Ausdrucks besteht ja vorzüglich in seiner Richtigkeit und Angemessenheit. Alles Ueberflüßige, Steife und Pedantische

in der Geschäftssprache, kann daher auf keine Weise für Ernst und Würde gelten, die man durch zu schnelle Neuerung nicht verletzen dürfte.

Vielmehr ist hier grade der Ort, wo mit der zweckmäßigen Sprachbildung am frühesten der Anfang gemacht werden muß, weil das Wort grade hier in das wirkliche Handeln übergehet und zu einer leichtern und bequemern Uebersicht der Geschäfte selbst so vieles auf dem Ausdruck beruhet.

Milton

Milton über Weisheit und Schönheit.

Durch die Betrachtung des Schönen müssen wir uns zu der Betrachtung des Nützlichen wieder zu beleben suchen.

Die Betrachtung des Schönen ist leichter, ist Genuß. — Die Betrachtung des Nützlichen erfordert mehr Anstrengung, ist edler, ist Thätigkeit.

Die Liebe zum Schönen muß nie Liebhaberei, nie unbegränzte Leidenschaft werden, sonst erniedrigt sie unser Wesen, statt es zu erhöhen.

Nachdem Adam dem Engel, in Miltons verlohrnem Paradiese, seine Geschichte bis dahin erzählt hatte, wo er in dem Besitz seiner Gattin

den höchsten Gipfel irrdischer Glückseeligkeit erreicht und empfunden hat, so beschließt er seine Erzählung mit folgenden Worten, die recht eigentlich hierher passen, weil sie gleichsam eine kurze Theorie des Schönen oder in sich selbst Vollendeten sind, und seine Wirkung auf den menschlichen Geist in sich enthalten:

„So hab' ich meinen Zustand dir geschildert,
„Und habe die Geschichte meines Lebens
„Nun bis zum höchsten Gipfel irrdischer
„Glückseligkeit gebracht, die ich genieße:
„Doch muß ich dir bekennen, daß ich zwar
„An allen Dingen sonst Vergnügen finde;
„Doch weder der Genuß noch die Entbehrung
„Bringt heftige Begier, noch irgend eine
„Veränderung in meiner Seel' hervor;
„Ich meine den Genuß der Süßigkeiten,
„Die der Geschmack, Geruch und das Gesicht
„Gewährt, von Früchten, Kräutern, Pflanzen
Blumen,
„Von schattigten Alleen, und der Vögel
„Melodischem Gesange — Wie verschieden
„Ist mein Gefühl, bin ich bei ihr! — Entzückt

„Be-

„Berühr' ich, voll Entzückens seh ich sie.
„Hier fühlt' ich Leidenschaft zum ersten Mahl
„Und wunderseltsam mich bewegt; bey jedem
„Genuß sonst standhaft, über die Begier
„Erhaben, und nur gegen diesen Zauber
„Des mächt'gen Blicks der Schönheit schwach.
Entweder
„Beging Natur hier einen Fehler, weil
„Sie etwas in mir unvollendet ließ,
„Das gegen diesen Reiz nicht Probe hält;
„Sie nahm vielleicht auch mehr, als sie gesollt,
„Da sie den Stoff aus meiner Seele stahl.
„Sie gab ihr wenigstens mehr äußern Schmuck,
„Indem ihr Aeußers weit mehr als ihr Inners
„Vollendet ist. — Ich weiß es, zu dem höchsten
„In uns erreichten Endzweck der Natur,
„In dem, was geistige Vollkommenheit
„Betrift, steht sie auf einer niedern Stufe;
„Auch trägt sie selbst im Aeußern weniger
„Das Bildniß dessen, der uns beide schuf,
„Und ihr von jenem Ausdruck weniger
„Verlieh, der unsre Herrschaft über alle
„Geschöpfe an uns merkbar macht — Doch
wenn ich

„In aller ihrer Liebenswürdigkeit
„Sie vor mir sehe, wenn ich nah ihr komme,
„So scheint sie mir so in sich selbst vollendet,
„So ganz vollkommen, und auch ihren Werth
„So wohl und richtig in sich selbst zu fühlen,
„Daß, was sie will, in Worten und in Thaten
„Mir jedesmal das Beste, Weiseste,
„Vernünftigste und Klügste scheinet; jede
„Höhere Wissenschaft sinkt eine Stufe
„In ihrer Gegenwart herab — —
„Und selbst die Weisheit, im Gespräch mit ihr,
„Verliert sich in Beschämung und Verwirrung,
„Und sieht wie Thorheit aus — Vernunft und Ansehn
„Sind, gleich als ob sie selbst der Zweck der Schöpfung
„Und zur Gehülfin nicht geschaffen wäre,
„Ihr willig unterthänig — daß ich alles
„Zusammenfasse: Größe und Seelenadel
„Erbauen hier sich ihren Thron, und schaffen
„Ihr eine Würd' um jeden Reiz, als wenn
„Sich um sie eine Engelwacht gelagert."

To whom the Angel with contracted brow —

Ihm antwortete der Engel, mit finstrer Stirn, auf das was er zuletzt von seiner leidenschaftlichen Empfindung gesagt hatte, die über die Vernunft die Oberhand behielt — Nie soll die Empfindung für das Schöne ganz in Leidenschaft übergehn, sondern sie sey so lebhaft, wie sie wolle, so soll sie doch der Vernunft untergeordnet bleiben — Die Vorwürfe, welche der Engel dem Adam über seine zu weit getriebene Huldigung der Schönheit macht, sind eben so schön, als die Huldigung selbst.

Leben und Trennung.

So lehrst du uns denn darum nur
Der Freundschaft süße Bande kennen,
Und knüpfst sie, gütige Natur,
Um sie so bald, so bald zu trennen?
Ach jeder Augenblick vermißt
Des vor'gen ihm entschwundne Freuden,
Und unser ganzes Leben ist
Ein unaufhörlich schmerzlich Scheiden.

Drei Veilchen, die vom Thau erquickt,
Vertraulich auf der Wiese standen,
Die wurden nach und nach gepflückt,
Daß sie sich nimmer wieder fanden.
Das eine stand noch traurig da
Und schien sich heimlich nach zu sehnen,
Ich öfnete den Kelch, und sah
Vom Thau zwei perlenhelle Thränen.

Doch welch ein Glück, es fühlet nicht
Der bangen Trennung herbe Schmerzen,

Und diese Thrän' im Kelche bricht
Aus keinem wehmuthsvollen Herzen.
Ich aber irre schwermuthsvoll
Einher auf unwegsamen Pfaden,
Und jeder süße Kummer soll
Sich jetzt auf meine Seele laden.

In sanfte Schwermuth eingehüllt,
Will ich um das Vergangne klagen.
Erschein' o wunderbares Bild
Von meinen mir entflohnen Tagen!
Doch, welch ein Bild voll Dunkelheit!
Wie mancher abgeriß'ne Faden
Liegt hie und da verwirrt, zerstreut,
Und ward gesponnen, um zu schaden.

Wie manches Glück stieg dämmernd kaum
Empor aus dicken Finsternissen,
Und wurde, wie ein schöner Traum,
Von einem Donnerschlag zerrissen.
Und mit ihm starb ein neuer Plan,
Der, ach mit falscher Hoffnung prahlte,
Und meines Lebens künft'ge Bahn
Mit lauter Rosen mir bemahlte. — —

Der Wunsch.

Suchst du ein Glück, das deinem Herzen
Unendlich schätzbar ist,
So klage nicht, wenn unter Schmerzen
Dein Leben dir verfließt!
Wenn du das süße Gift zu meiden,
Den Wunsch nicht schnell verscheuchst,
So thu Verzicht auf alle Freuden,
Wenn du ihn nicht erreichst.

Du horchst dem Lied der Nachtigallen,
Sie singen nicht für dich.
Es wachsen Blumen, und von allen
Blüht keine mehr für dich.
Du siehst die Sonn' am Himmel scheinen,
Und Freuden um dich her,
Willst lächeln, ach, und kannst nur weinen,
Hast keine Freude mehr.

Im Innern deiner Seele wüthet
Der Gram, der Dich verzehrt,
Und über jeder Freude brütet
Der Wurm, der sie zerstöhrt.
Noch einen Trost will ich dir sagen:
Leg deine Hand aufs Herz! —
Dies Herz, das hört einst auf zu schlagen,
Dann endet auch dein Schmerz.

Mors ultima linea rerum est!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Ahnen, die, ein dramatisirtes Sittengemälde in drei Akten, 8 gr.
Almanach, gemeinnütziger, für Kaufleute, Bankiers und Geschäftsmänner auf 1794, 95 und 96, mit 12 Kupf. 8. 1 thlr.
Gründliche Anleitung zum richtigen Gebrauch der Titulaturen, besonders zum Behuf der Bewohner der preußischen Staaten, gr. 8. 12 gr.
Bilderakademie, kleine, für leselustige und lernbegierige Söhne und Töchter, mit Kupfern, gr. 8. 1 thlr. 16 gr.
Mit illum. Kupfern, 3 thlr.
Dies. in französischer Sprache, gr. 8. 1 thlr. 19 gr.
Mit illum. Kupfern, 3 thlr.
Dahlfeld, Carl von, Originallustspiel in 3 Aufz. 8 12 gr.
Folgen, die, einer minderjährigen Verlobung, Originallustspiel in 4 Aufzügen, 8. 16 gr.
Kurzgefaßte Geschichte der Orgel aus dem Französischen des Dom Bedos de Celles nebst Heros Beschreibung der Wasserorgel, 4. 6 gr.
Itinerarisches Handbuch, oder ausführliche Anleitung die merkwürdigsten Länder Europens zu bereisen ꝛc. 8. 1 thlr.
Hempel, D. J. G. pharmaceutisch-chemische Abhandlung über die Natur der Pflanzensäuren ꝛc. 8. 10 gr.
Jacobi, M. J. H., geographisch-statistisch-historische Tabellen zum zweckmäßigen und nützlichen Unterricht der Jugend. Dritter Theil, 1. u. 2. Abtheil. welche Deutschland enthält, 4. 2 thlr.
Heynatz, J. F., Versuch eines möglichst vollständigen Synonimischen Wörterbuchs der Deutschen Sprache, 1. Band, gr. 8. 1 thlr. 12 gr.
Kli-

1000 -
11.7.83

55.342.363
4

XX · XI 83
I 85
VII 87

H. Heinrich

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Moritz, Karl Philipp,

Launen und Phantasien

Berlin 1796

H.g.hum. 159 s
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10435539-2
VD18 10627790